

9 (Hem)Kp
070

Orel

В. С. Литвинов

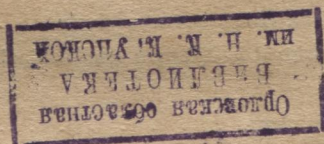
9 (Hem) Kr 65.5
070

Orel

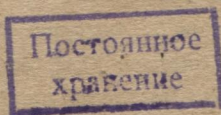
Die Julischlacht 1943

ИНО-2018

426021 +
2



ИНО-2010



VERLAG FÜR FREMDSPRACHIGE LITERATUR
MOSKAU 1943

INHALT

Mitteilung des Informationsbüros der Sowjetunion vom Abend des 6. Juli 1943	3
Befehl des Obersten Befehlshabers der Streitkräfte der UdSSR J. Stalin vom 24. Juli 1943	4
Befehl des Obersten Befehlshabers der Streitkräfte der UdSSR J. Stalin vom 5. August 1943	6
Liquidierung des Aufmarschgebietes Orel der Deutschen und die Einnahme der Städte Orel und Belgorod durch die Sowjettruppen .	8
<i>Michail Bragin</i> : Die Julischlacht	12
<i>Wassili Großmann</i> : Juli 1943	22
<i>Konstantin Simonow</i> :	
I. Die zweite Variante	29
II. Ein Deutscher aus einem „Ferdinand“	37
III. Ein „Pantherjäger“	41
<i>Boris Galin</i> : Im Kursker Bogen	46
<i>Jewgeni Krieger</i> : Der Schöpfer des Sieges	52
<i>Leonid Perwomaiski</i> : Die lodernde Seele	55
<i>Wladimir Ljaskowski</i> : Die Königin des Schlachtfeldes	61
<i>Ilja Ehrenburg</i> :	
I. Unser Kalender	67
II. In voller Größe	72
<i>Generalmajor B. Antropow</i> : Der Kampf um das Aufmarschgebiet Orel	77
<i>Valentin Antonow</i> : Orel, 5. August	83
<i>Boris Galin</i> : Im Kampf um Belgorod	88
<i>Nikolai Tichonow</i> : Die kurz und klein geschlagene Legende	93

MITTEILUNG DES INFORMATIONSBÜROS DER SOWJETUNION

vom Abend des 6. Juli 1943

Seit dem Morgen des 5. Juli stehen unsere Truppen an den Frontabschnitten Orel—Kursk und Belgorod im hartnäckigen Kampf gegen zum Angriff übergegangene gewaltige Infanterie- und Panzerkräfte des Gegners, die von starken Verbänden der Luftwaffe unterstützt werden. Alle Angriffe des Gegners sind unter großen Verlusten für ihn zurückgeschlagen, und nur an einzelnen Stellen ist es kleineren deutschen Abteilungen gelungen, sich unbeträchtlich in unsere Verteidigung einzukeilen.

Nach unvollständigen Angaben sind von unseren Truppen in den Abschnitten Orel—Kursk und Belgorod während des einen Kampftages 586 deutsche Panzer außer Gefecht gesetzt bzw. vernichtet, und in Luftkämpfen sowie durch unsere Flakartillerie 203 Flugzeuge des Gegners abgeschossen worden.

Die Kämpfe dauern an.

B E F E H L

DES OBERSTEN BEFEHLSHABERS DER STREITKRÄFTE DER SOWJETUNION

An General der Armee **ROKOSSOWSKI**

General der Armee **WATUTIN**

Generaloberst **POPOW**

Gestern, am 23. Juli, ist der deutsche Juliangriff aus dem Raum südlich Orel und nördlich Belgorod in Richtung Kursk durch die erfolgreichen Operationen unserer Truppen endgültig liquidiert worden.

Am Morgen des 5. Juli gingen die faschistischen deutschen Truppen mit gewaltigen Panzer- und Infanteriekräften, unterstützt von starken Verbänden der Luftwaffe, in Richtung Orel—Kursk und Belgorod—Kursk zum Angriff über.

In den Angriff gegen unsere Truppen warfen die Deutschen ihre im Raum von Orel und Belgorod konzentrierten Hauptstreitkräfte.

Das deutsche Oberkommando hatte — wie heute klargeworden ist — in den Kampf eingesetzt: in der Richtung Orel—Kursk 7 Panzerdivisionen, 2 motorisierte Divisionen und 11 Infanteriedivisionen; in der Richtung Belgorod—Kursk 10 Panzerdivisionen, 1 motorisierte Division und 7 Infanteriedivisionen.

Insgesamt nahmen also auf seiten des Gegners am Angriff 17 Panzerdivisionen, 3 motorisierte Divisionen und 18 Infanteriedivisionen teil.

Indem das deutsche Oberkommando diese Kräfte auf schmalen Frontabschnitten konzentrierte, beabsichtigte es, durch konzentrische Vorstöße von Norden und Süden in der allgemeinen Richtung auf Kursk unsere Verteidigung zu durchbrechen und unsere im Bogen des Kursker Frontvorsprungs stehenden Truppen einzukesseln und zu vernichten.

Dieser neue deutsche Angriff kam für unsere Truppen nicht überraschend. Sie waren gerüstet, nicht nur den Angriff der Deutschen zurückzuschlagen, sondern auch mächtige Gegenschläge zu führen.

Um den Preis gewaltiger Menschen- und Materialverluste gelang es dem Gegner lediglich, sich in unsere Verteidigung in der Richtung Orel—Kursk bis zu 9 Kilometer und in der Richtung Belgorod—Kursk 15 bis 35 Kilometer tief einzukeilen. In erbitterten Kämpfen zermürbten unsere

Truppen die Divisionen der Deutschen, ließen sie verbluten, und durch die dann folgenden entschiedenen Gegenschläge warfen sie den Feind nicht nur zurück und stellten vollkommen die Lage wieder her, wie sie vor dem 5. Juli bestanden hatte, sondern durchbrachen auch die Verteidigung des Gegners und drangen in Richtung Orel 15 bis 25 Kilometer vor.

Die durchgeführten Kämpfe zur Liquidierung des deutschen Angriffes zeigten die hohe Kampfausbildung unserer Truppen sowie unübertreffliche Beispiele an Hartnäckigkeit, Standhaftigkeit und Heldentum der Kämpfer und Kommandeure aller Waffengattungen, darunter der Artilleristen und Granatwerferschützen, der Panzerschützen und Flieger.

Der deutsche Plan einer Sommeroffensive muß also als endgültig gescheitert betrachtet werden.

Dadurch ist gleichzeitig die Legende entlarvt, daß im Sommer die Deutschen in der Offensive stets Erfolge davontrügen, während die Sowjettruppen angeblich gezwungen wären, sich zurückzuziehen.

In den Kämpfen zur Liquidierung des deutschen Angriffs haben sich ausgezeichnet: die Truppen des Generalleutnants PUCHOW, des Generalleutnants GALANIN, des Generalleutnants der Panzertruppen RODIN, des Generalleutnants ROMANENKO, des Generalleutnants KOLPAK-TSCHI, des Generalleutnants TSCHISTJAKOW, des Generalleutnants der Panzertruppen KATUKOW, des Generalleutnants der Panzertruppen ROTMISTROW, des Generalleutnants SHADOW, des Generalleutnants SCHUMILOW, des Generalleutnants KRJUTSCHENKIN sowie die Flieger der Luftwaffenverbände des Generalobersten der Flieger GOLOWA-NOW, des Generalleutnants der Flieger KRASSOWSKI, des Generalleutnants der Flieger RUDENKO und des Generalleutnants der Flieger NAUMENKO.

In den Kämpfen vom 5. bis zum 23. Juli erlitt der Gegner folgende Verluste: gefallen über 70 000 Soldaten und Offiziere, außer Gefecht gesetzt bzw. zerstört 2900 Panzer, 195 Sturmgeschütze, 844 Feldgeschütze, vernichtet 1392 Flugzeuge und über 5000 Kraftfahrzeuge.

Ich beglückwünsche Sie und die unter Ihrer Führung stehenden Truppen zu dem erfolgreichen Abschluß der Liquidierung der deutschen Sommeroffensive.

Allen Kämpfern, Kommandeuren und politischen Funktionären der unter Ihrer Führung stehenden Truppen spreche ich meinen Dank aus für die ausgezeichneten Kampfleistungen.

Ewiger Ruhm den Helden, die auf dem Schlachtfeld gefallen sind im Kampf für die Freiheit und die Ehre unserer HEIMAT.

Der Oberste Befehlshaber
Marschall der Sowjetunion

J. STALIN

B E F E H L

DES OBERSTEN BEFEHLSHABERS DER STREITKRÄFTE DER SOWJETUNION

An Generaloberst POPOW

Generaloberst SOKOLOWSKI

General der Armee ROKOSSOWSKI

General der Armee WATUTIN

Generaloberst KONJEW

Heute, am 5. August, haben die Truppen der Brjansker Front mit Flankenunterstützung durch die Truppen der West- und der Zentralfront im Ergebnis erbitterter Kämpfe die Stadt Orel genommen.

Ebenfalls heute haben die Truppen der Steppen- und der Woronesh-Front den Widerstand des Gegners gebrochen und die Stadt Belgorod genommen.

Vor einem Monat, am 5. Juli, begannen die Deutschen aus den Abschnitten Orel und Belgorod ihre Sommeroffensive, um unsere im Kursker Frontvorsprung stehenden Truppen einzukesseln und zu vernichten sowie Kursk zu besetzen.

Nachdem unsere Truppen alle Versuche des Gegners, von Orel und Belgorod nach Kursk durchzubrechen, zurückgewiesen hatten, sind sie selbst zum Angriff übergegangen und haben am 5. August, genau einen Monat nach Beginn des Juliangriffes der Deutschen, Orel und Belgorod genommen.

Dadurch ist die Legende der Deutschen entlarvt, daß angeblich die Sowjettruppen nicht imstande wären, im Sommer eine erfolgreiche Offensive durchzuführen.

Als Auszeichnung für den errungenen Sieg wird der 5., 129. und 380. Schützendivision, die als erste in die Stadt Orel eindringen und sie befreien, die Bezeichnung „Oreler“ verliehen; sie werden künftig heißen: 5. Oreler Schützendivision, 129. Oreler Schützendivision, 380. Oreler Schützendivision.

Der 89. Garde-Schützendivision und der 305. Schützendivision, die als erste in die Stadt Belgorod eindringen und sie befreien, wird die Be-

zeichnung „Belgoroder“ verliehen; sie werden künftig heißen: 89. Belgoroder Garde-Schützendivision und 305. Belgoroder Schützendivision.

Heute, am 5. August, um 24 Uhr wird Moskau — die Hauptstadt unserer Heimat — als Salut für unsere heldenmütigen Truppen, die Orel und Belgorod befreit haben, 12 Artilleriesalven aus 120 Geschützen abfeuern.

Für die ausgezeichnete offensive Tätigkeit spreche ich allen unter Ihrer Führung stehenden Truppen, die an den Operationen zur Befreiung von Orel und Belgorod teilgenommen haben, meinen Dank aus.

Ewiger Ruhm den Helden, die im Kampf für die Freiheit unserer Heimat gefallen sind.

Tod den deutschen Okkupanten!

Der Oberste Befehlshaber
Marschall der Sowjetunion

J. STALIN

5. August 1943

Liquidierung des Aufmarschgebietes Orel der Deutschen und die Einnahme der Städte Orel und Belgorod durch die Sowjettruppen

Im Ergebnis hartnäckiger Angriffskämpfe haben die Truppen der Brjansker Front mit Flankenunterstützung der West- und Zentralfront die vom Oberkommando der deutschen Wehrmacht im Raum von Orel zusammengezogenen Elitetruppen der deutschen Armee geschlagen, das Aufmarschgebiet Orel des Feindes liquidiert und am 5. August die Stadt Orel genommen, die sich fast zwei Jahre lang in den Händen der deutschen Okkupanten befand. An demselben Tag, am 5. August, haben die Truppen der Steppen- und der Woronesh-Front die Front des Gegners durchbrochen und die Stadt Belgorod genommen.

Diese ganze Operation, die von der Roten Armee nach dem Plan des Oberkommandos glänzend durchgeführt wurde, zerfällt in zwei Etappen:

1. Die erfolgreiche Liquidierung der Sommeroffensive der faschistischen deutschen Truppen durch unsere Truppen, der Offensive, die von den deutschen Truppen am 5. Juli d. J. in den Abschnitten Orel—Kursk und Belgorod—Kursk begonnen wurde mit dem Ziel, die im Kursker Frontvorsprung stehenden Sowjettruppen einzukesseln und zu vernichten sowie Kursk zu besetzen.

2. Die erfolgreiche Offensive der Roten Armee in den Abschnitten Orel und Belgorod, die zur Niederlage der bei Orel und Belgorod konzentrierten Heeresgruppen des Gegners und zur Einnahme der Städte Orel und Belgorod durch unsere Truppen führte.

DIE ERSTE ETAPPE DER KÄMPFE

Das Scheitern der deutschen Offensive in den Abschnitten Orel—Kursk und Belgorod

Am 5. Juli morgens gingen große Panzer- und Infanteriekräfte des Gegners, unterstützt von starken Verbänden der Luftwaffe, in den Abschnitten Orel—Kursk und Belgorod zum Angriff über. Am Vor-



General der Armee Konstantin Rokossovski



General der Armee Nikolai Wafutin



Generaloberst Markian Popow

11.2.1945. 11.2.1945. 11.2.1945.



Generaloberst Wassili Sokolowski

abend hatte Hitler einen Befehl erlassen, in dem es hieß, daß „die deutsche Wehrmacht zum Generalangriff an der Ostfront übergeht“, daß der Schlag, den die deutschen Truppen führen werden, „entscheidende Bedeutung haben und als Wendepunkt im Kriegsverlauf dienen muß“, und daß „dies die letzte Schlacht für den Sieg Deutschlands ist“.

Die deutsche Armee, die „den entscheidenden Angriff“ unternahm, die eine ungeheure Anzahl von Menschen, Panzern, Geschützen und Flugzeugen verbrauchte, erzielte nicht nur keine operativen, sondern nicht einmal taktische Erfolge. Mehr noch, nachdem unsere Truppen die in den Angriff geworfenen feindlichen Divisionen aufgerieben hatten, versetzten sie der angreifenden Armee des Gegners einen mächtigen Gegenschlag. Die Sowjettruppen, die in dem Abschnitt Orel—Kursk operierten, haben schon am 17. Juli vollständig die Lage wiederhergestellt, wie sie vor Beginn des deutschen Angriffs, d. h. vor dem 5. Juli 1943, bestanden hatte. Die Sowjettruppen, die im Abschnitt Belgorod operierten und einen Gegenangriff entfalteten, erreichten am 23. Juli die Linien, die sie vor Beginn des deutschen Angriffs, d. h. vor dem 5. Juli 1943, besetzt gehalten hatten.

Somit ist die Sommeroffensive der deutschen Truppen, auf die die Hitlerfaschisten große Hoffnungen gesetzt hatten, gescheitert. Die Rote Armee hat das von den Hitlerfaschisten erfundene Märchen zerstört, wonach der Sommer angeblich die Saison der Erfolge und Siege der deutschen Armee wäre, während die Sowjettruppen im Sommer gezwungen wären, sich zurückzuziehen.

Bei ihren vergeblichen Versuchen, das Kursker Aufmarschgebiet zu erobern und dadurch die Bedingungen zu schaffen für einen Angriff aus dem Aufmarschgebiet Orel gegen Moskau, verloren die faschistischen deutschen Truppen in der Zeit vom 5. bis zum 23. Juli: 2900 Panzer, 1039 Geschütze, davon 195 Sturmgeschütze, 1392 Flugzeuge; über 5000 Kraftfahrzeuge und mehr als 70 000 Soldaten und Offiziere an Gefallenen.

So endete das jüngste Abenteuer der Hitlerfaschisten.

DIE ZWEITE ETAPPE DER KÄMPFE

Die erfolgreiche Offensive der Sowjettruppen in den Abschnitten Orel und Belgorod

Die Sowjettruppen brachten nicht nur die Sommeroffensive der Deutschen zum Scheitern, sondern gingen auch selbst zum entschiedenen Angriff gegen die im Oreler Frontvorsprung und im Raum Belgorod stehenden Truppen des Feindes über und bereiteten den Deutschen eine schwere Niederlage.

Das deutsche Oberkommando maß Orel eine gewaltige Bedeutung

bei. Hitlers Generäle betrachteten Orel als Aufmarschgebiet für die Offensive der deutschen Truppen gegen Moskau und gleichzeitig als ein Bollwerk der deutschen Verteidigung am zentralen Abschnitt der Front.

In den 22 Monaten ihres Aufenthalts in Orel hatten die Deutschen das Aufmarschgebiet Orel zu einem stark befestigten Raum gemacht und hier tief gestaffelte dauerhafte Verteidigungsanlagen geschaffen, die sich auf die zahlreichen Wasserläufe stützten. Vor wenigen Tagen noch bezeichneten die deutsche Presse und der deutsche Rundfunk Orel als das Symbol der Unerschütterlichkeit der deutschen Verteidigung.

Die nördlich, ostwärts und südlich von Orel stehenden Sowjettruppen gingen am 12. Juli zum entschiedenen Angriff über in der allgemeinen Richtung Orel. Das deutsche Oberkommando befahl seinen Truppen, die den Oreler Frontvorsprung verteidigten, keinen Schritt zurückzuweichen und bis zum letzten Soldaten zu kämpfen. Im Raum von Orel trafen ununterbrochen Verstärkungen aus Deutschland ein, in aller Eile wurden Truppen von anderen Abschnitten der sowjetisch-deutschen Front herangeholt.

In Ausführung des Befehls des Obersten Befehlshabers rückte die Rote Armee trotz starker Regenfälle und der Wegelosigkeit, den zähen Widerstand des Feindes brechend, unentwegt vor, durchbrach die deutschen Verteidigungslinien in ihrer ganzen Tiefe und nahm am 5. August nach erbitterten Straßenkämpfen die Stadt Orel.

Im Abschnitt Belgorod gingen unsere Truppen am 4. August zum Angriff über, durchbrachen die Verteidigung des Feindes, bereiteten den Deutschen eine Niederlage und nahmen die Stadt Belgorod.

Während der Kämpfe im Abschnitt Orel vom 24. Juli bis zum 6. August und im Abschnitt Belgorod vom 4. bis zum 6. August wurden von den Truppen der Roten Armee vernichtet: über 50 000 Soldaten und Offiziere des Gegners, 1100 Flugzeuge, 1705 Panzer, 584 Geschütze aller Kaliber und 6000 Kraftfahrzeuge.

Insgesamt hat die Rote Armee *während des einen Monats der Kämpfe* in den Abschnitten Orel und Belgorod, vom 5. Juli bis zum 6. August, dem Gegner folgende Verluste zugefügt: gefallen 120 000 Soldaten und Offiziere, außer Gefecht gesetzt bzw. vernichtet 4605 Panzer, 1623 Geschütze und 11 000 Kraftfahrzeuge, abgeschossen 2492 Flugzeuge.

In der gleichen Zeit haben unsere Truppen *erbeutet*: 521 Panzer, 875 Geschütze verschiedenen Kalibers einschließlich Sturmgeschütze, 2521 Maschinengewehre und 325 verschiedene Depots. 12 418 deutsche Soldaten und Offiziere wurden gefangen genommen.

Somit hat die Rote Armee in Ausführung des Plans des Oberkommandos in einmonatigen Kämpfen die Offensive der Deutschen auf Kursk liquidiert, einer Heeresgruppe faschistischer deutscher Elite-

truppen eine schwere Niederlage bereitet, das Aufmarschgebiet Orel des Feindes liquidiert und die Städte Orel und Belgorod von den deutschen Eindringlingen befreit.

Der Zusammenbruch der Sommeroffensive der Deutschen und die Niederlage der deutschen Truppen bei Orel und Belgorod sprechen davon, daß die Rote Armee unter den Bedingungen des Sommers verstanden hat, ihre Offensiverfolge nicht nur zu verankern, sondern auch weiterzuentwickeln.

Jetzt sind die Hoffnungen der Deutschen und ihrer Kreaturen auf eine günstige Wendung in den Kriegshandlungen während des Sommers endgültig zusammengebrochen.

Somit ist das Märchen der Deutschen entlarvt, wonach die Sowjettruppen angeblich nicht imstande wären, im Sommer eine erfolgreiche Offensive durchzuführen.

Die erfolgreichen Kampfhandlungen der Roten Armee haben an der sowjetisch-deutschen Front alle Hauptkräfte der Hitlerarmee gefesselt, dem deutschen Oberkommando die Möglichkeit genommen, frei mit den Truppen zu manövrieren, und damit noch günstigere Bedingungen geschaffen für die Entfaltung aktiver offensiver Kriegshandlungen unserer Verbündeten auf dem europäischen Festland.

Das sind die Ergebnisse eines Monats der Sommerkämpfe an der sowjetisch-deutschen Front.

DAS INFORMATIONSBÜRO DER SOWJETUNION

7. August 1943

MICHAIL BRAGIN

Die Julischlacht

Am Ende des vergangenen Winterfeldzuges, als die Kampfoperationen eingestellt worden waren, hatte die Front bei Orel und Kursk eigenartige Züge angenommen. Ostwärts von Orel ragte sie in die Stellungen unserer Truppen hinein, während sie westlich von Kursk auf das Gebiet vorsprang, das vom Gegner besetzt war. Eine solche Gestaltung der Front schuf zwei Aufmarschgebiete, die beiden Seiten die Möglichkeit für Angriffsoperationen boten und denen gleicherweise doppelte Flankenschläge von Süden und Norden drohten.

Das deutsche Oberkommando „beabsichtigte, durch konzentrische Vorstöße von Norden und Süden in der allgemeinen Richtung auf Kursk unsere Verteidigung zu durchbrechen und unsere im Bogen des Kursker Frontvorsprungs stehenden Truppen einzukesseln und zu vernichten“.

Diese Operation sollte nach Meinung des deutschen Oberkommandos bestimmend sein für den weiteren Verlauf des Krieges. Auf jeden Fall hätten die Deutschen durch ein Abschneiden des Kursker Frontvorsprungs jede Gefährdung des rechten Flügels ihres Vorsprungs bei Orel beseitigt und — was die Hauptsache ist — die in das Donezbecken führende Verbindung sichergestellt. Durch Ausrichtung des Kursker Bogens hätten sie ihre Front an diesem Abschnitt um zwei Drittel verkürzt, die Freiheit des Manövrierens auf der Eisenbahnlinie Orel—Charkow und ein gesichertes Aufmarschgebiet für weitere Operationen im Osten erhalten. Bestrebt, unsere Truppen bei Kursk einzukesseln, wollten die Deutschen die Initiative ergreifen und unserem Oberkommando ihren Willen aufzwingen. Ein Erfolg der Kursker Operation hätte gezeigt, daß die Deutschen im Sommer immer noch zu siegen vermögen, hätte bei ihnen den Glauben an den Sieg gefestigt, hätte die Fähigkeit des Hitlerschen Oberkommandos bewiesen, den russischen Truppen ein „deutsches Stalingrad“ zu bereiten.

* * *

Jedem Offizier, der fähig ist, eine Lage operativ zu analysieren, waren die Möglichkeiten und Gefahren klar, die der Kursker Vorsprung in sich barg, und das deutsche Oberkommando mußte unbedingt

verstehen, daß die Rote Armee ihn nicht ohne entschiedenen Kampf aufgeben würde. Aber die Deutschen rechneten darauf, durch massierte Schläge den Widerstand der Roten Armee zu brechen. Die Geländege- staltung ermöglichte den Masseneinsatz von Panzern, die Richtung der Straßen führte die Truppen nach Kursk, und es mußten insgesamt nur 180 Kilometer überwunden werden, was im Vergleich zu den 500—600 Kilometern, die 1942 zurückgelegt worden waren, möglich schien. Die vorgeschobene Lage des Kursker Frontbogens gestattete es, die Erfah- rungen der Schlacht bei Cannae zur Anwendung zu bringen, worauf die Deutschen versessen sind.

Die Grundidee der deutschen Generalität ist die Idee des massierten Einsatzes von Truppen für den Schlag. Das hat Schlieffen sie gelehrt. Damit wollte Ludendorff den Ausgang des ersten Weltkrieges ent- scheiden, als er dazu aufrief, zum Schlag „jede Unze Kraft“ einzuset- zen. Danach trachteten die deutschen Generäle auch im Kampf gegen uns in unserem Vaterländischen Krieg. Sie waren bestrebt, in der Rich- tung des Hauptangriffes erdrückende Kräfte zu konzentrieren und ohne Schonung von Menschen und Material auf schmaler Front durchzu- brechen, bemüht, in die Tiefe der Verteidigung einzudringen und den taktischen Erfolg zu einem operativen zu gestalten. Das gelang ihnen 1941 und 1942 um den Preis großer Opfer. Darauf hofften sie auch 1943. Aber wenn 1941 die Deutschen auf einer Front von 3000 Kilometer an- griffen und 1942 auf einer Front von 500 bis 600 Kilometer, so griffen sie jetzt von Belgorod und von Orel aus auf einer Front von 50 bis 60 Kilometer an mit dem Ziel — Kursk. In diesen Angriff warfen sie die erdrückende Mehrheit ihrer Panzerdivisionen.

Allein in Richtung Orel—Kursk warfen sie 7 Panzerdivisionen, 2 motorisierte Divisionen und 11 Infanteriedivisionen in den Kampf. Dieser Angriff wurde begleitet von massierten Schlägen der Luftwaffe. Die deutsche Luftwaffe startete von nah gelegenen Flugplätzen einige Male am Tag, operierte aber auch von weitab liegenden Flughäfen aus. Die Deutschen rechneten außerdem noch auf die Stärke des Schlages, weil er geführt wurde von den Panzern „T-VI“ und den Geschützen „Ferdinand“, und das erstmalige, unerwartete Auftauchen dieser Waf- fen auf dem Schlachtfeld sollte von besonderer Wirkung sein. Noch mehr rechnete das Hitlersche Oberkommando auf die operative Über- raschung.

* * *

Im Verlauf des Krieges erhält man gewöhnlich Klarheit über die Kräfte des Gegners und seine allgemeinen Pläne. Um die Überraschung auszuschließen, gilt es, die Richtung des Hauptangriffes des Gegners vorauszusehen, die Verteilung seiner Reserven — besonders der Pan- zer, die auf aggressive Absichten hinweisen — zu entschleiern, eine Vorstellung zu haben von der neuen Bewaffnung und — was die Haupt-

sache ist — die Zeit festzustellen, wann der Gegner zum Angriff übergehen wird, die Stunde des Sturmangriffs zu erfahren. Um die Zeit für den Beginn des Angriffs festzustellen, werden Aufklärungskräfte eingesetzt. Die Kriegsgeschichte liefert Beispiele, wie durch die Enträtselung dieses Zeitpunktes ein Angriff zum Scheitern gebracht werden kann, der monatelang vorbereitet worden war. Aber die Geschichte des ersten Weltkrieges bezeugt, daß es den Deutschen mehr als einmal gelang, ihre entschiedenen Angriffe unter undurchdringlicher Geheimhaltung zu beginnen und den Gegner zu überraschen.

Lange vor Beginn der Schlacht bei Kursk begann die Vorbereitung, richtiger der Kampf für ihren Erfolg, für den Sieg. Geleitet von den Anweisungen Stalins, arbeitete das Oberkommando am Frontabschnitt Orel—Kursk einige Varianten aus für aktive Verteidigungsoperationen. Es wurde ein mächtiges und tiefgegliedertes Verteidigungssystem geschaffen. Die Infanterie baute ein System von Befestigungen aus und grub sich tief in die Erde ein. Die Panzerabwehr stützte sich auf eine Menge artilleristischer Waffen und auf starke Minensperrfelder. Die Verteidigung war aktiv und in ihrer Tiefe befanden sich Panzer. Gleichzeitig erfolgte eine angespannte Kampfausbildung. Jeder Kämpfer verstand die Forderungen des Stalinschen Befehls. Jeder Kommandeur war bestrebt, sie zu erfüllen. Die Ausbildung erfolgte Tag und Nacht. Ausgebildet wurden der einzelne Kämpfer, die Züge, Kompanien, Bataillone; voller Eifer wurden Prüfungen abgelegt und taktische Aufgaben durchgeführt. Das Konventionelle wurde ausgeschaltet und das gelehrt, was der Kampf forderte. Die Infanterie baute Befestigungen und lernte, sie zu verteidigen; die Panzerschützen lernten, sie im Sturm zu nehmen und die Infanterie zu „überfahren“, indem sie über die Gräben und über die Köpfe der Infanterie hinwegrollten. Das Beispiel Suworows wurde wiederholt, der seine Kavallerie zur Attacke gegen die eigene Infanterie einsetzte; seine Worte: „Schwer in der Ausbildung — leicht im Kampf“, wurden in die Tat umgesetzt.

Diese Ausbildung war die wichtigste Grundlage unseres Sieges. Sie gab Kenntnisse und folglich den Glauben an die eigenen Waffen; und der Haß gegen den Feind vervielfältigte diese Kräfte.

Indem das Oberste Kommando der Roten Armee zu Verteidigungskämpfen rüstete, überließ es scheinbar dem Feind die Initiative. Aber so „überließ“ Kutusow voll festen Glaubens an seine Truppen bei Borodino Napoleon die Initiative, um dessen Armee ausbluten zu lassen und dann zu schlagen. So „überließ“ Alexander Newski den deutschen Hunderittern die Initiative, da er sicher war, daß das Zentrum der Schlachtordnung seiner Armee dem Ansturm des deutschen „Ebers“ standhalten würde. Der Keil des deutschen Angriffes auf dem Ilmensee verfring sich tatsächlich in der Verteidigung der russischen Armee, und die russischen Truppen vernichteten durch Flankenschläge die Vorfahren der heutigen Faschisten.

Bei der Vorbereitung zur Verteidigung und dem folgenden Übergang zum Gegenangriff traf das Oberkommando der Roten Armee alle Maßnahmen, um den Erfolg sicherzustellen.

Eine der wichtigsten Maßnahmen war die Aufklärung. Begeistert und mobilisiert durch den Befehl Stalins, führten die Sowjetaufklärer eine unermüdliche und aktive Erkundung durch. Der Feind leistete ihnen auf jede Weise Widerstand. Nach langer angestrengter Arbeit der Luftaufklärung und der heldenhaften Späher, die in den Rücken des Feindes vordrangen, die Gefangene zu Aussagezwecken buchstäblich aus den Schützengräben und Unterständen holten, schien es manchmal, daß Plan, Gruppierung und Zeit des deutschen Angriffs festgestellt seien. Aber dann sah alles wieder ganz anders aus. Anstatt den Angriff vorzubereiten, verstärkte der Feind sein Verteidigungssystem, führte verschiedene Umgruppierungen durch, und das führte zu den widersprechendsten Schlußfolgerungen. Durch ihre durchdachte Arbeit in den Stäben enthüllten die Aufklärer die Irreführung seitens der Deutschen, drangen zur Wahrheit vor, bemühten sich, den Termin des Angriffes zu bestimmen, und dann war wieder alles vergebens, weil — das Hitlersche Oberkommando selbst nicht genau wußte, wann es angreifen würde. Es sollte angegriffen werden, doch furchteinflößend war die Erinnerung an die vernichtenden Schläge bei Moskau und Stalingrad. Aber es mußte angegriffen werden, denn ein Zögern untergrub bei den Deutschen den Glauben an den „Führer“, machte die Soldaten nervös, untergrub ihren Kampfgeist. Und der „Führer“ hatte nach Aussagen von Kriegsgefangenen die Angriffsbereitschaft der Divisionen schon im April gefordert, dann den Angriff für den Mai festgesetzt, dann ihn auf den Juni verlegt. Angestrengt wurden Truppen an der Basis des Kursker Frontvorsprungs zusammengezogen, der Sturmangriff offenkundig vorbereitet, und dann begannen plötzlich Verteidigungsarbeiten und die deutschen Truppen wurden ins Hinterland zurückverlegt. Aber das schläfernte die Wachsamkeit unserer Aufklärer nicht ein, sie setzten den angestrengten Kampf fort. Auf Grund kaum bemerkbarer Anzeichen wurde festgestellt, daß der deutsche Angriff in den ersten Julitagen beginnen würde.

Bei der Feststellung des Zeitpunktes für den Angriff des Gegners spielt eine große Rolle die Aufklärung jeder Art. An einem der Frontabschnitte passierte ein interessanter Fall, der dem Oberkommando wertvolle Nachrichten lieferte. Unser Oberkommando hatte den Befehl gegeben, einen Gefangenen zu ergreifen. Hauptmann Kolessow, der Chef einer Aufklärungskompanie, organisierte eine gewaltsame Erkundung. Es wurden drei Varianten für das Unternehmen ausgearbeitet: ein überraschender Überfall auf ein Feuernest bei der Höhe N. oder ein verwegener, stürmischer Vorstoß der Aufklärer durch das Drahthindernis mit Hilfe von Mänteln und Zeltbahnen und dann unter Dekkung der eigenen Artillerie ein Einbruch in die Stellungen des Feindes.

Für den Fall des Mißlingens dieser beiden Varianten sollte das Drahthindernis an einer anderen Stelle durchbrochen und, gedeckt durch einen Rauchsleier, zu den Deutschen vorgedrungen werden. Als Reserve gab es noch eine vierte Variante: falls man im Niemandsland auf Gegner stieß, sollte auf eigene Initiative den Umständen gemäß gehandelt werden. Das Unternehmen verlief gerade nach dieser vierten Variante.

In einer schwülen Julinacht gingen die Aufklärer gegen die Stellung der deutschen Truppen vor, bereit, unter allen Umständen den Befehl zu erfüllen. Ihre Führung hatte Leutnant Iwan Mileschnikow. Die Greifergruppe führte der Obersergeant Andrej Iwanow. Ihn unterstützten die Gefreiten Fjodor Semjonow und Alexander Gusynin.

— Im Niemandsland bei der Schlucht, erzählt Iwanow, sahen wir eine Gruppe vorgehender Deutscher und ließen sie an uns herankommen. Leutnant Mileschnikow gab den Befehl „Vorwärts! Feuer!“ und stürzte sich auf die Faschisten. Hinter ihm her stürzten Semjonow, Gusynin und ich, wobei wir die Deutschen mit Handgranaten bewarfen. Das Handgemenge war heftig und kurz. Wir waren zu allem bereit. Und wenn wir zu den Messern hätten greifen müssen, aber wir hätten erreicht, was wir wollten. „Hat man einen Hans?“ schrei' ich in die Dunkelheit. „Jawohl!“ rief der Leutnant. — Als Leutnant Mileschnikow den Deutschen ergriffen hatte, fügt Gusynin hinzu, eilte ich meinem Kommandeur zu Hilfe, und dem Deutschen gelang es denn auch nicht, sich loszureißen.

Da die Jungens wußten, daß ich ein Sibirier, ein kräftiger Mann bin, schließt Semjonow, gaben sie mir den Deutschen. — Man mußte ihn durch das ganze Niemandsland tragen. Die Last war schwer, erwies sich aber als wertvoll. Ich wußte ja nicht, daß ich auf meinem Rücken ein „Paket“ trug mit Nachrichten über den Beginn des deutschen Angriffs.

Im Stab wurde das „Paket“ losgebunden. Der Gefangene machte Aussagen und erzählte, er sei mit einer Gruppe von Pionieren unterwegs gewesen, um ein Minenfeld im Niemandsland zu entminen für die Durchfahrt der eigenen Panzer, die in einigen Stunden (bei Tagesanbruch am 5. Juli) zum Angriff vorgehen würden.

Zwei Stunden vor Beginn des Angriffs beabsichtigten die Deutschen, mit der Artilleriesvorbereitung zu beginnen, um unsere Truppen in der Hauptkampflinie zu vernichten, um die Stäbe zuzudecken, die Verbindungen zu zerstören, die Führung zu paralisieren und — die Hauptsache — unsere Panzerabwehr zu zerstören und unsere Batterien, die in der Tiefe des Verteidigungssystems auf den Vormarschwegen der Panzerkolonnen in Stellung waren, niederzukämpfen.

Aber die deutschen Batterien hatten kaum die erste Salve abgegeben, als unsere ganze Artillerie mit ihrer großen Anzahl von Geschützen über den Feind herfiel.



Generaloberst Iwan Konjew



Ein schweres MG unterstützt einen Nachtangriff der Sowjettruppen

Lange Wochen vor Beginn der Schlacht hatten unsere Artilleristen die Koordinaten der feindlichen Geschütze erkundet und festgelegt, und jetzt zerstörten sie durch schwere Treffer über die Hälfte der deutschen Batterien, brachten sie zum Schweigen und verlegten dann das Feuer auf die Truppen, die in den Sturmausgangstellungen zusammengezogen waren.

Sie zerstörten die Kampfordnung der deutschen Truppen, paralyisierten die Führung und gestatteten es den Deutschen nicht, schnell und planmäßig unser Verteidigungssystem zu stürmen. Diese Gegen-Artilleriesvorbereitung beseitigte die unserer Verteidigung vom Feuer der deutschen Artillerie drohende Gefahr, und vor allem dadurch blieb das System unserer Panzerabwehrbatterie intakt, was so wichtig war für ihren weiteren Kampf gegen die Panzer. Das Donnern unserer Geschütze brachte Unsicherheit in das Lager der Deutschen und hob den Mut unserer Truppen. Gleich zu Beginn hatten sich die Kampfbedingungen schroff geändert.

Das Hitlersche Oberkommando hatte seine Truppen in den Angriff geworfen. Es war nicht gewillt, auf ihn zu verzichten. Auf ihm lastete das Gewicht der Konzentration der Heeresgruppe. Zieht man die Zahl der deutschen Truppen, die im Abschnitt Orel—Kursk zusammengezogen waren, sowie das Gewicht der Munitionsraten und des Proviantes in Betracht und kennt man die Durchlaßfähigkeit der im nahen Hinterland der Deutschen liegenden Eisenbahnstrecken, dann kann gesagt werden, daß die Deutschen, wenn sie auf den Angriff verzichteten, wochenlang zu tun gehabt hätten, um die Truppen zu einem neuen Aufmarsch abzutransportieren. Aber die Hauptsache war, daß sie immer noch auf die Wucht ihres Schlages hofften, und das um so mehr, als die Artilleriesvorbereitung bei den Deutschen keine dominierende Rolle spielt. Sie übertrugen diese Rolle den Panzern und den Sturmgeschützen. Auf diese, auf die „Tiger“ und die „Ferdinand“, war ihre Rechnung aufgebaut. „Deutschland hat eine Waffe geliefert, die euch den Sieg bringen wird“, hatte Hitler den Soldaten erklärt. Und die Hitlerfaschisten gingen gegen unsere Stellungen vor.

Das war ein Ansturm von gewaltiger Wucht. Die Deutschen griffen von Orel aus an auf einer Front von etwa 30 Kilometer, und mit ihren Hauptpanzerkräften auf einer Front von annähernd 10 Kilometer. Außer Infanterie und Luftwaffe operierten 7 Panzerdivisionen und 10 Abteilungen Sturmgeschütze, die auf gepanzerte Selbstfahrlafetten montiert und ihrer Stärke nach den Panzern gleich waren, ihrer Zahl nach also noch 3 Panzerdivisionen bildeten! Eine Panzerdivision auf einen Kilometer Front! Hier griffen mehr Panzer an als in ganz Polen, und dreimal soviel wie in der Guderian-Armee, als sie 1941 Moskau angriff.

Den Panzerangriff begleiteten die Deutschen durch einen Luftangriff, den sie in den ersten Tagen bis zu 3000 Anflügen täglich steigerten.

Орловская областная

БИБЛИОТЕКА

ИМ. Н. Е. Жуковского

ten. Aber trotzdem gelang es den Deutschen nicht, die Luftherrschaft zu erobern. Die Luftwaffe des Gegners erlitt große Verluste durch unsere Flieger und unser Flakfeuer.

Unsere Infanterie in der ersten Verteidigungslinie, unterstützt von Artillerie, Granatwerfern, Pionieren und der Luftwaffe, fing den Schlag auf, und in der Hauptkampflinie entspann sich ein erbitterter Kampf. Die deutschen Panzerdivisionen erlitten Verluste. Ihre Infanterie wurde abgeschnitten und vernichtet, aber das deutsche Oberkommando trieb seine Truppen vorwärts, und sie gingen vorwärts, wobei sie Tausende von Gefallenen und Dutzende brennende Panzer hinter sich ließen. Die deutschen Panzer zwängten sich durch die Kampfordnung unserer Infanterie hindurch und erreichten die zweite Linie unserer Verteidigung. Aber sie hatten unsere erste Linie nicht durchbrochen, sondern sie in der Richtung des Hauptangriffes eingebuchtet. Auf der ganzen übrigen Front kam die Verteidigung nicht ins Wanken, und die Deutschen hatten unsere Infanterie der ersten Linie nicht vernichtet. Sie, die diese große Wucht des Schlages ausgehalten hatte, ging auf die zweite Linie der Verteidigung zurück, wahrte ihre Kampffähigkeit und setzte den Kampf fort.

Am zweiten Tag des Angriffes entbrannte der Kampf in der taktischen Tiefe der Verteidigung mit neuer Stärke und Erbitterung. Unsere Artillerie versetzte den deutschen Panzern vernichtende Schläge. Die heldenhaften Artilleristen realisierten im tödlichen Duell mit den „Tigern“ und „Ferdinand“ auf den Höhen zwischen Kursk und Orel die Erfolge der Munitionsarbeiter, und buchstäblich mit einem Hagel von Feuer und Metall zerstörten sie Hunderte von Panzern oder setzten sie in Brand.

Die deutschen Generale setzten den Angriff fort. Sie ließen die Strategie aus der Zeit des ersten Weltkrieges wieder auferstehen, die von Ludendorff praktiziert wurde und die als „Büffelstrategie“ bekannt geworden ist. Diese Strategie brachte den Deutschen Erfolge auch in der ersten Etappe des gegenwärtigen Krieges. Aber die Deutschen haben bis heute nicht verstanden, daß das richtige Prinzip des Masrierens von Kräften nicht immer und nicht gegen jede Verteidigung anwendbar ist. Und den Charakter und die Standhaftigkeit unserer Verteidigung haben sie immer noch nicht verstanden, haben sie unterschätzt, und genau wie Büffel gingen sie gegen die Höhen vor, wobei sie große Verluste erlitten. Von diesen Höhenzügen öffnet sich der Blick auf Dutzende von Kilometer nach Süden und nach Norden. Neben den Höhen zieht sich eine Eisenbahn und die Chaussee nach Kursk entlang. Wer die Höhen beherrscht, der beherrscht das umliegende Gelände.

Dieses Gebiet liegt zwischen den Don- und Ukrainesteppen und den Wäldern des Moskauer Gebiets. Es spiegelt die Schönheit der Steppen sowie den Zauber des Waldgürtels wider. Hier schlägt die Kompaßnadel unruhig aus und strebt mit ihrer Spitze nicht nach Norden, son-

dern nach unten, und zeigt damit an, daß in diesem Gebiet unter einer Schicht fruchtbarster Schwarzerde die größten Eisenerzvorkommen der Welt liegen, die diese Erscheinung — die Kursker Magnetanomalie — hervorrufen. Die Pranken der deutschen Imperialisten waren schon im Jahre 1918 nach diesem reichen Gebiet ausgestreckt. Sie waren vor einem Jahr nach hier vorgedrungen, wurden dann aber vertrieben. Jetzt griffen sie von neuem nach dem Boden, nach dem Eisen, nach dem Leben der Unseren. 29 381 Menschen haben die Faschisten aus Kursk und den umliegenden Dörfern in die deutsche Sklaverei verschleppt. Die Dörfer sind verbrannt, die Städte in Ruinen verwandelt, und die Grabsteine, die Gedenksäulen an den Stellen, wo die Deutschen die Unseren erschossen, rufen zur Rache und mahnen an die Gefahr.

Der Feind hat nicht von seinen Plänen abgelassen. Der Druck seiner Panzer wächst, seine Flugwaffe steigert ihre Anflüge. Der Wind trägt die Rauchwolken hinweg und in der dunstigen, hitzeblimmernden Luft tauchen von neuem Panzer auf. Ihre Türme schwimmen wie Aufbauten von Schiffen auf dem Roggen- und Weizenmeer. Hinter den Panzern dringen froschfarbene deutsche motorisierte Infanterie und Maschinenpistolenschützen gegen die Höhen vor. Man hat sie gestern geschlagen, aber immer neue Schwärme gehen vor. Sie sind noch vom Erfolg überzeugt.

Aber jetzt sind in die Kampfordnung unserer Infanterie und Artillerie schon unsere Panzerschützen eingeschoben. Vom Beginn der Schlacht an führten sie entschiedene Gegenstöße gegen den Gegner durch. Die Deutschen drangen vor, wobei sie Panzer „T-VI“ („Tiger“) und Sturmgeschütze „Ferdinand“ voraus und auf beiden Flanken hatten. Sie bildeten eine Kampfordnung in Form eines Keils mit der Schneide nach vorne, und unter Ausnutzung der großen Schußweiten ihrer Geschütze, der „Tiger“ und der „Ferdinand“ überschütteten sie unsere Panzerschützen mit Feuer auf weite Entfernung. In der Mitte ihrer Kampfordnung folgte die übrige Masse der Panzer. Es ähnelte das einer Seeschlacht. Aber schon in den ersten Gefechten gingen unsere heldenhaften Tankisten auf nahe Entfernungen heran, machten diesen Vorteil der Deutschen zunichte, näherten sich den deutschen Panzern auf 50 bis 100 Meter und trafen sie unter Ausnutzung der eigenen Manövrierfähigkeit an ihren verwundbaren Stellen. Die Erbitterung überstieg alle Grenzen, sowohl Panzer von uns als auch Panzer des Feindes gerieten in Brand. Aber unsere Panzerschützen zogen es vor, bis zur letzten Möglichkeit zu schießen und bei der Explosion zugrunde zu gehen, als aus dem Panzer zu springen und das Geschütz im Stich zu lassen, ohne den Feind vernichtet zu haben. In der modernen Operation ist entscheidend nicht nur der Durchbruch einer Verteidigung, sondern auch die Schnelligkeit, womit dieser Durchbruch erfolgt, die der Verteidigung die Zeit nimmt, sich umzugruppieren und den Kampf in der Tiefe

zu organisieren. In diesen Kämpfen erlitten unsere Panzerschützen Verluste, aber sie zwangen dem Feind ihren Willen auf, bremsten das Tempo seines Angriffes und erzielten schon dadurch einen Erfolg.

Unter dem Feuer unserer Panzer und unserer Artillerie begannen die Deutschen, auf den gleichzeitigen Angriff von Panzermassen zu verzichten. Sie schickten 20 bis 30 Panzer vor, und wenn diese durchgekommen waren, folgte ihnen die ganze Armada. Dann begannen die Deutschen hinter den Panzern her anzugreifen, wobei sie die Sturmgeschütze in der Verteidigung ließen und unsere Gegenstöße mit Feuer aus gedeckten Stellungen empfangen. Das verlangsamte den deutschen Vormarsch, war aber auch für unsere Gegenstöße gefährlich. Die Hauptmasse unserer Panzer ging zur Verteidigung über, grub sich so in die Erde ein, daß die Türme kaum sichtbar waren und die Kanonen eben über das Gras hervorlugten. Unsere Panzer wurden zu Hunderten gepanzerten Bunkern. Sie wurden zu stählernen Pfeilern der Verteidigung, auf die sich unsere Infanterie und unsere Artillerie stützten und eine undurchdringliche Barriere bildeten.

Stunde um Stunde und Tag um Tag rollte gegen diese Barriere die deutsche Panzerlawine an. Über der Lawine zogen Kampfflieger ihre Kreise. Die Erde nahm das Aussehen einer Mondlandschaft an. Und trotzdem hielt die Verteidigung stand. Neben unseren Panzern kämpften die Panzerjägerabteilungen und die motorisierte Infanterie der Panzerverbände. Über die ganze Front verbreitete sich der Ruhm der Artilleristen des x-ten Panzerverbandes, des „Tigertöters“ Panow, der elf Panzer erledigte. Hier schrieben die Kämpfer der motorisierten Infanterie selber auf Fähnchen, auf Bretter, auf Baumstümpfe den Schwur an ihre Freunde, Kommandeure und an die Heimat: „Wir werden sterben, aber den Abschnitt nicht aufgeben.“ Sie kämpften, da sie überzeugt waren, daß man sie aus der Tiefe unterstützen werde, und daß die Deutschen sie nicht in den Flanken umgehen, sie nicht von den Nachschubdiensten und den Treibstoffbasen abschneiden würden, denn die Standhaftigkeit war allgemein geworden.

Die Panzerschützen wurden in diesen Kämpfen geführt von erprobten und gestählten Panzerkommandeuren, die die Taktik des Gegners in der Praxis studiert hatten. Das sind Männer von verschiedenem Alter, verschiedenem Charakter und verschiedener Bildung, aber die gemeinsame harte Schule des Krieges schließt sie zusammen. Sie waren bei Kriegsbeginn unter Kämpfen zurückgegangen, und der Kummer hatte ihnen das Herz zusammengekrampft. Sie hatten bei Stalingrad gekämpft, und nachdem sie sich die Lehren der Niederlagen und Siege angeeignet hatten, übernahmen sie die wie sie selbst gestählten Kader der Panzerschützen und führten sie in den Kampf. Von ihnen warf sich der Feind, nachdem er sich den Schädel eingerannt, weiter nach Westen, gegen die Höhenzüge, um nach Fatesch vorzustößen, aber dort stieß er ebenfalls auf unsere Panzerschützen. Viele erwarteten voller Unruhe

den Ausgang des Kampfes. Der Höhepunkt des deutschen Angriffes war herangereift. Er war gekennzeichnet durch ein noch stärkeres Anwachsen der Kräfte. Die Deutschen warfen von neuem 300 Panzer auf einmal in den Kampf.

Die Abteilung Jermatschok nahm in der Verteidigung die ganze Schwere des Vorstoßes auf sich, während zwei andere die Deutschen in der Front angriffen und den deutschen Sturmanlauf zum Scheitern brachten. Die Deutschen wiederholten ihn ein um das andere Mal drei Tage lang. Schließlich stürmten sie am Abend gegen die Höhen an, um sie an sich zu reißen und sie unter Ausnutzung der Dunkelheit in der Nacht zu befestigen. In der Nacht führte der Kommandeur der Truppe die Panzerschützen zum Gegenstoß vor. Und nach dem Kampf sahen alle in dem Morgennebel, den die frühe Julisonne allmählich vertrieb, die ausgebrannten deutschen Panzer.

Der Höhepunkt des Angriffes war vorüber. Er war gekennzeichnet nicht nur durch den allergrößten Druck, sondern auch durch allerhöchste Verluste des Gegners. Die durch unseren unerwarteten Widerstand erschütterten deutschen Soldaten erwarteten, daß ihre Einheiten aufgefüllt und von neuem in den Angriff geschickt würden. Statt dessen kam der Befehl, zur Verteidigung überzugehen. Allen wurde klar, daß die Kursker Operation gescheitert war. Der Feind war zum Stehen gebracht. „Die Legende war entlarvt, daß im Sommer die Deutschen in der Offensive stets Erfolge davontrügen, während die Sowjettruppen angeblich gezwungen wären, sich zurückzuziehen.“ (Stalin.)

Die Truppen des Abschnittes Orel—Kursk gingen zum Gegenangriff über und begannen, die Deutschen auf ihre Ausgangsstellungen zurückzuwerfen. In diesen Tagen wurde von unseren Truppen das deutsche Verteidigungssystem nördlich und ostwärts von Orel zerschlagen und die schwer mitgenommenen ausgebluteten deutschen Panzerdivisionen wurden dorthin geworfen, um die Lage zu retten. Dem Hitlerischen Oberkommando, das davon geträumt hatte, uns seinen Willen aufzuzwingen und den Kursker Vorsprung zu liquidieren, war die Initiative des Kampfes entrissen worden. Die Deutschen hatten unsere Verteidigung nicht zerschlagen können. Wir haben die deutsche Verteidigung zerschlagen, greifen auf breiter Front an und kämpfen in der operativen Tiefe des Gegners.

Die Theorie und Praxis der Kriegskunst ist durch die Erfahrungen der großen Julischlacht noch mehr bereichert worden. In schweren, ungleichen Kämpfen, als es dem Feind gelungen war, die taktische Tiefe unserer Verteidigung zu durchbrechen und nach seinem Vordringen in unser Hinterland die strategischen Positionen unseres Staates zu bedrohen, brachte die Rote Armee die Deutschen zum Stehen, zermürbte sie, ging von der Verteidigung zum Angriff über und versetzte den Deutschen vernichtende Schläge bei Moskau und Stalingrad. In diesem Jahr gelang es dem Feind nicht, in die operative Tiefe vorzudringen,

er wurde zum Stehen gebracht und verblutete in den ersten Kilometern unserer Verteidigung. Dann aber gab das Oberste Kommando der Roten Armee den Befehl zum Angriff.

Diese Kunst, die Möglichkeiten der Verteidigung bis zum äußersten auszunutzen und die Verteidigung mit dem Angriff zu kombinieren, ist der unübertreffliche Zug der siegreichen Stalinschen Strategie, von deren Idee die operative Meisterschaft unserer Generalität gespeist wird.

30. Juli 1943

WASSILI GROSSMANN

Juli 1943

Der dritte Kriegsjuli. Anfang des Monats. Wiederum sind die faschistischen deutschen Truppen, wie auch in den vergangenen Jahren um diese Zeit, zum Angriff übergegangen gegen die Rote Armee.

Und wieder erhebt sich der Qualm und Staub des Krieges über die reifenden Roggenfelder, die weiten Wiesen, die mit ihrer bescheidenen Schönheit alle Blumengärten und prächtigen Gewächshäuser der Welt in den Schatten stellen, über die roten Wiesendisteln und den gelbvioletten Wachtelweizen, über das orangegelbe Löwenmaul, die hellgelben Spierstauden und die Lichtnelken, über die süß duftenden Linden an den Dorfstraßen, über von Wasserpflanzen und saftig-grünem Kalmus verwachsene Fließchen und Teiche, über die roten Ziegelhäuschen der Dörfer im Gebiet Orel und die lehmfarbenen Bauernhütten im Kursker und Belgoroder Gebiet.

Und wieder wird das Zwitschern der Vögel, das Zirpen der Heupferdchen, das Summen der Bremsen und Hornissen übertönt von dem durchdringenden und vielstimmigen Gebrumm der Flugzeugmotore. Und wieder sind die Sterne und der Mond vom Nachthimmel verschwunden, verlöscht und vertrieben durch das freche Licht der zahllosen Leuchtkugeln und Leuchtfener, die bei den Deutschen längs der Front am Himmel hängen.

Etwa 300 Stunden tobte die Schlacht im Abschnitt Orel—Kursk und Belgorod—Kursk, eine Schlacht, in die die Deutschen fast 40 Divisionen, Dutzende Kampfflieger- und Zerstörerverbände sowie eine große Masse von Artillerie warfen.

Alles schien ihnen Erfolg zu versprechen. Der Angriffsabschnitt war außerordentlich begrenzt. In 40—50 Minuten konnte man mit dem Kraftwagen den Frontabschnitt abfahren, wo die Deutschen 17 Panzerdivisionen zusammengezogen hatten. Seit Ende März waren endlose Transporte und Kraftwagenkolonnen mit tausenden und

zehntausenden Tonnen Munition zu der Stelle gerollt, wo die Deutschen beabsichtigten, in einer gewaltigen eisernen Falle unsere Truppen zu fangen. Zur Zeit des Angriffes hatten sie pro Division 5—8 Munitionsraten angehäuft, und das bildete in seinem Gesamtgewicht eine vielstellige Zahl, die auch die Aufmerksamkeit eines Astronomen hätte auf sich ziehen können.

Ich hatte Gelegenheit, in den Truppen zu weilen, die den Hauptschlag des Gegners auf sich genommen haben: in dem Schützenregiment, das unter dem Befehl des Oberstleutnants Schewernoshuk steht, ein Regiment, das von dem Vorstoß der deutschen Armada bei Ponyri getroffen wurde — einer Eisenbahnstation zwischen Orel und Kursk, die in friedlicher Zeit durch ihre Äpfel weit bekannt war —, und im Abschnitt Belgorod in dem Panzerjägerregiment, das zur Brigade des Oberstleutnants Tschewola gehört. Diese beiden Oberstleutnants, von denen kaum einer von der Existenz des anderen wußte, traten an ein und demselben Tag und zur selben Stunde den deutschen Panzern und Sturmgeschützen entgegen, die ungestüm von Norden und von Süden vordrangen mit der Aufgabe, sich in Kursk zu treffen. So wurde denn auch den deutschen Soldaten vor dem Beginn des Angriffs gesagt: „Jetzt empfangt ihr Verpflegung für 5 Tage, die nächste Ausgabe wird in Kursk erfolgen.“

Oberstleutnant Jestsichy Schewernoshuk ist ein stattlicher Mann von gewaltigem Wuchs, mit langsamen, ruhigen Bewegungen und einer langsamen, ruhigen Stimme. Er bewegt sich langsam, er lächelt langsam, er ist in seiner Verdrießlichkeit langsam, aber zuweilen bewegt sich sein massiger Körper leicht und schnell und dann tönt seine Stimme abgehackt, herrisch und hart. Die Division, zu welcher das Regiment Schewernoshuks gehört, hielt in 5 Tagen 32 erbitterten Panzerangriffen stand. An diesen Angriffen nahmen 800 deutsche Panzer teil, und zusammen mit den Panzern ging die deutsche Infanterie zum Angriff vor — eine Sturmdivision, die Division „Feuer und Schwert“. 10 700 Mann und 241 Panzer verloren die Deutschen während dieser Angriffe.

Das Regiment war 5 Kilometer von der Station zurückgezogen worden, wo es 125 Stunden lang ununterbrochen im Kampf gestanden hatte. Wir lagen in einer Schlucht und hörten auf das Feuer unserer Geschütze und die Detonationen der deutschen Granaten. Die Tropfen eines eben erst vorübergegangenen Platzregens glänzten an den breiten Blättern des Salbei und an den Blüten, die ihre Köpfchen zur Sonne wandten, die eben die Wolken durchbrach. Wenn eine besonders starke Detonation erfolgte, erzitterten die Blätter und tausend Tröpfchen glitzerten in der Sonne auf. Dutzende von Leuten schliefen auf dem feuchten Boden, zugedeckt mit ihren Mänteln. Der Wolkenbruch hatte die Falten des Manteltuchs voll Wasser gegossen, aber die Menschen schliefen süß und tief, taub gegen das

Dröhnen der Schlacht, gegen das verhallende Sommergewitter, unempfindlich für das Licht der brennenden Sonne, den Wind und das Rattern der Raupenschlepper. Dieser fünftägige Kampf, diese übermenschliche Anspannung der Nerven und restlos aller seelischen und körperlichen Kräfte hatte die Leute erschöpft. Mir kam unwillkürlich der Gedanke, daß es in dieser Stunde auf der ganzen Erde keine Menschen gibt, die diese heilige Ruhe so verdient hätten wie diese zwischen Regenwasserlachen schlafenden Rotarmisten. Für sie war die Schlucht, wo die Erde und die Blätter unter den Schüssen und Explosionen erzittern, genau so tiefes Hinterland wie Sverdlowsk oder Alma-Ata. Für sie war der Himmel, an dem die weißen Sprengwölkchen der Flak aufblitzten, der Himmel, an dem 26 deutsche Sturzflieger sich heulend entwickelten und zum Sturzflug ansetzten, um die Eisenbahnstation zu überfallen, ein friedlicher Sommerhimmel. Hier schlafen sie auf dem feuchten Gras unter Blumen und den weichen wolligen Blättern des Salbei, an denen große, klare Regentropfen hängen. Und der Regimentskommandeur Schewernoshuk und sein Stellvertreter, Oberstleutnant Bärger, liegen am Abhang der Schlucht und sprechen über die vergangenen Kämpfe, sie sprechen halblaut, als ob sie fürchteten, die Schlafenden zu wecken.

Das Regiment ist seiner Zusammensetzung nach ein getreues Spiegelbild der nationalen Zusammensetzung unseres Staates. Die meisten Rotarmisten sind russische Arbeiter und Bauern aus dem Kursker, Oreler und Moskauer Gebiet; ein Teil der Kämpfer sind Usbeken, Kasachen und Tataren. Sie alle, zusammengeschweißt durch die mächtige Arbeitsfreundschaft und die Blutsbrüderschaft des Krieges, sind in diese Kämpfe gegangen als ein einheitliches, unzerstörbares und mächtiges Ganzes. Kein einziger im ganzen Regiment hat während der schrecklichen, blutigen Prüfungen eine Spur von Kopflosigkeit oder Schwäche gezeigt. Nebeneinander stehen die Namen Purgin, Abduchairow, Andrjuschenko, Stukatschow; berühmt ist im Regiment der Kasache Sati Baldejew, der mit seinem leichten Maschinengewehr gegen hundert Faschisten kämpfte und aus diesem ungleichen Kampf als Sieger hervorging. Diese Freundschaft ist im Regiment gewachsen und stark geworden.

Einen gewaltigen Dienst leistete den Rotarmisten die angestrenzte Ausbildung während der ruhigen Zeit an der Front, das häufige Überfahrenwerden von Panzern. Viele Rotarmisten haben seit den allerersten Tagen am Kriege teilgenommen und sind qualifizierte Arbeiter und Meister in der heißen und schwierigen Werkstatt des Krieges geworden. Die Kaltblütigkeit der Rotarmisten trat in diesen Kämpfen in ihrer reichen Mannigfaltigkeit zutage. Als kleines Beispiel mag jene Einzelheit dienen, die der Regimentskommandeur zum besten gibt. Als in einem der kurzen Augenblicke der Ruhe durch die Verbindungslaufgräben Mittagessen in die Stellungen ge-

bracht worden war, machte der Gegner plötzlich mit schwerer Artillerie und Granatwerferbatterien einen Feuerüberfall. Oberstleutnant Schewernoshuk sah, wie seine Rotarmisten das Essen unterbrechen und inmitten des schwarzen Wirbels der von den explodierenden Granaten aufgeworfenen Erdfontänen und im durchdringenden Geheul der Splitter ruhig in den Gräben sitzen und mit den Händen ihr Eßgeschirr zuhalten, damit keine Erde in die Suppe falle.

Wie hielten sich die Kommandeure des Schützenbataillons, das vom Hauptstoß des Gegners getroffen wurde?

— Der Kommandeur hat jetzt Haare auf den Zähnen, sagte Schewernoshuk lächelnd, er läßt unter keinen Umständen die Führung aus den Händen gleiten. In diesen Kämpfen — und solch angestrengte Kämpfe hat das Regiment wohl noch niemals geführt —, im Rauch, im Feuer, unter furchterlichen Bombardierungen, bei ununterbrochenen Panzerangriffen, brachen meine Verbindung mit den Bataillonen sowie die Funk- und Telephonverbindungen zwischen den Bataillonen niemals ab. Und in den Bataillonen war die Verbindung durch Telephon und Meldegänger so dauerhaft, als ob die Nerven so mit dem Fleisch verwachsen wären, so daß man sie nicht trennen konnte.

Die Bataillonskommandeure: Hauptmann Sosulin, der bei der Station Ponyri den Hauptschlag auf sich nahm, und Major Tschajalow stehen seit den ersten Tagen des Krieges im Kampf; der dritte Bataillonskommandeur Lichoded ist über ein Jahr an der Front. Alle drei Bataillonskommandeure sind miteinander verbunden durch persönliche Freundschaft, durch eine feste Kameradschaft, die im Verlauf der langen Monate gemeinsamer Arbeit stark geworden ist. Der Regimentskommandeur sowie der Divisionskommandeur haben das Ihre getan, damit sich zwischen den Bataillonskommandeuren ein Verhältnis persönlicher Freundschaft herausbildete — sie begriffen, daß im harten Kampf diese Freundschaft eine ebenso reale Kraft ist wie die funktionierende Verbindung, wie die richtige Verteilung der Artillerie und der Panzerabwehrwaffen.

In diesen Kämpfen, sagt der Regimentskommandeur, haben die Bataillonskommandeure ihre volle militärische Reife gezeigt. Kein einziges Mal bat einer der Bataillonskommandeure um Unterstützung von oben. Und man muß doch offen sagen, wenn man vor zwei Jahren in so etwas verwickelt worden wäre, hätte ich in 15 Minuten zehn Hilferufe erhalten. Jetzt aber heißt es: „Ich werde selber fertig, stellen Sie bloß dies oder jenes sicher.“ Und jeder denkt an den anderen wie an sich selbst.

— Es muß auch über ihren tadellosen Mut gesprochen werden, setzt Oberstleutnant Barger hinzu. „Aushalten bis zum Tod“ — das ist jetzt für den Kommandeur keine Losung mehr, sondern ein unbedingtes Element seiner militärischen Arbeit. In der Armee gibt es keinen Zivilisten mehr.

Wenige Minuten nach diesem Gespräch konnten wir eine kleine Episode beobachten. Als wir aus der Schlucht herauskamen, trafen wir auf eine kleine Abteilung von Rotarmisten, darunter waren mehrere Usbeken mit dunklen Gesichtern, einige Kasachen mit breiten Backenknochen, die übrigen waren Russen. Plötzlich brechen über den Wald etwa zehn deutsche Sturzkampfflieger, begleitet von „Messerschmitts“, hervor. Die Luft ist augenblicklich voll vom Dröhnen der Detonationen, dem Geknatter großkalibriger Maschinengewehre und dem Schnellfeuer der Flakbatterien. Der Kommandeur der kleinen Abteilung schrie: „Feuer!“

Und da, als ich das Verhalten und die Bewegungen der Rotarmisten, den Ausdruck ihrer Gesichter beobachtete, verstand ich plötzlich, worin das Geheimnis unseres Erfolges liegt, und warum der Panzerkeil, den Hitler von Orel gegen Kursk vorgetrieben hatte, machtlos zurückwich, ohne unsere Verteidigung durchbrochen zu haben. Dieses Häuflein Menschen, die wahrscheinlich kamen, um Abendessen zu empfangen, und die unerwartet von dem heftigen und wütenden deutschen Flugangriff überrascht wurden, hatte in ausgezeichnete Ruhe, mit der Gelassenheit von Meistern, mit der genauen Berechnung kluger und erfahrener Arbeiter des Kriegshandwerks im Verlauf von zwei — drei Sekunden Stellung genommen und eröffnete das Feuer mit Gewehren, Maschinenpistolen und leichten Maschinengewehren.

Keine Spur von Verwirrung. Selbst wenn sie eine halbe Stunde lang die Feuerstellung ausgewählt hätten, wäre wohl kein besserer Platz zu finden gewesen als derjenige, den sie eingenommen hatten. Sie schossen mit der bedachtsamen Ruhe von Arbeitern, die eine verständige, komplizierte, aber ihnen gut bekannte Arbeit leisten. Und ringsum wurde genau so überlegt und sorgfältig gefeuert. Es verging eine Minute, die Flugzeuge, die auf das geschlossene Feuer stießen, stiegen steil nach oben, drehten nach Norden ab und die Rotarmisten sammelten, prüften sachlich ihre Waffen und marschierten, mit den Kesseln klirrend, schweigend weiter. Während des ganzen Anflugs war in der kleinen Abteilung nur ein einziges Wort laut geworden — das Kommando des Führers der Abteilung — „Feuer!“ So begegneten im Sommer 1943 unsere Rotarmisten einem plötzlichen Angriff deutscher Sturzkampfflieger.

* * *

Oberstleutnant Nikifor Tschewola, in seiner Vergangenheit Arbeiter aus Grosny, Kommandeur einer Panzerjägerbrigade, stellte sich den Deutschen entgegen, als sie im Abschnitt Belgorod auf der Chaussee Belgorod—Kursk von Süden nach Norden vordrangen. Das war in eben jenen Stunden und Tagen, als das Schützenregiment Schewernoschuks die Panzerangriffe der Deutschen zurückschlug, die nach Kursk von Norden nach Süden strebten. Hier verlegte die Panzerjäger-Brigade

Tschewola dreimal den deutschen Panzerkolonnen den Weg, nahm an schweren Gefechten teil, an dem verwickelten Zusammenwirken zwischen Infanterie, Panzern, Artillerie und der Luftwaffe, an jener großen Schlacht, die in drei Dimensionen verlief, mit blitzschnellem Entstehen und Verschwinden von Spannungszentren, jener Schlacht voller Tod, voller Niedertracht, Tücke, geheimen Listen und vorgetäuschten Bewegungen des Feindes, voll plötzlicher entsetzlicher Stille und ebenso plötzlicher kurzer und gewaltiger Vorstöße. Dreimal versuchten die deutschen Panzer, die Brigade zu umgehen, und dreimal empfing sie Tschewola, der ihre Pläne durchschaute, mit überraschendem Sperrfeuer. Das erstemal versetzte er der Panzerkolonne einen Schlag aus der Front. Das zweitemal verbarg sich die Brigade 600 Meter von der Landstraße entfernt, die zur Obojansker Chaussee führt. Nachdem man 9 „Tiger“, die als Marschsicherung an der Spitze fuhren, vorbeigelassen hatte, eröffneten die Panzerjäger ein mächtiges Flankenfeuer gegen 160 Panzer, die vermischt mit gepanzerten Raupenschleppern, bald sich zusammenziehend, bald auseinanderstrebend, wie eine eiserne Riesenschlange vorwärtskrochen. Im Verlauf von fünf Minuten setzten die ausgezeichneten modernisierten Geschütze 14 Panzer in Brand. Die eiserne Riesenschlange wälzte sich in Qualm- und Rauchwolken vom Weg, zog sich nach rechts zurück und verschwand hinter einem Höhenzug.

Die Panzerjäger-Brigade, die die Bewegung der Deutschen durchschaute, schickte Aufklärer vor, wechselte unter Ausnutzung von Seitenwegen schnell ihre Stellung und verlegte den faschistischen Panzern zum drittenmal den Weg. Die Batterien der Brigade hatten am Abend an den Flanken eines kleinen, von den Einwohnern verlassenem Dörfchens Feuerstellung bezogen. Niemand schlief in dieser Nacht. Die lehmgestrichenen Wände der Hütten lagen im Schein des hoch am Himmel stehenden Mondes. Zwei Stunden später kam eine deutsche Panzer-Spähstreife in das Dorf. Alle, vom Kommandeur der Brigade bis zum Munitionsträger, begriffen, daß mit Tagesanbruch der Kampf beginnt.

Dieser Kampf dauerte drei Tage und drei Nächte. 30—40 Kampfflugzeuge griffen die Feuerstellungen, die Gräben der Infanterie und unsere Panzer, die gemeinsam mit der Panzerjäger-Brigade operierten, im Sturzflug an. Kaum waren die Kampfflieger verschwunden, als Panzer erschienen. Sie gingen in Gruppen von 40, 80, 140 Maschinen gleichzeitig zum Angriff vor. Sie kamen wie eine Lawine, ohne jede Ordnung, und wie eine Lawine wälzten sie sich wieder zurück und ließen brennende eiserne Trümmerhaufen zurück. Am ersten Tag des Kampfes schoß der Richtkanonier Nowikow 7 Panzer ab, darunter drei „T-VI“. Nowikow arbeitete ohne jede Hast: er zielt ruhig, löst den Schuß, lächelt, wischt sich den schwarzen Schweiß ab und zielt wieder. Bei jedem Treffer schrie die Infanterie „Hurra“ und warf Mützen und Helme in die Luft. Aber kaum waren die Panzer zurückgerollt, als „Junkers“ und

„Messerschmitts“ im Sturzflug angriffen und die Erde mit Maschinengewehrfeuer durchfurchten und mit Bomben aufpflügten. Hinter den Panzern, gedeckt durch sie, gingen Bataillone deutscher Maschinengewehr- und Maschinenpistolenfeuer zurück. In der Luft stand schwarzer Qualm, die Gesichter der Menschen waren kohlschwarz. Alle waren heiser vom Schreien, weil man sich nur durch Schreien in dem Getöse und Geknatter verständlich machen konnte. Man aß einzelne Bissen in den kurzen Pausen, und die Stückchen des weißen Schweinespecks wurden augenblicklich schwarz von Qualm und Rauch.

Oberstleutnant Tschewola hielt durch Radio die Verbindung mit dem Oberkommando aufrecht. Seine Geschütze waren halb eingekreist. Tschewola verstand jetzt klar, durchschaute restlos, was die Deutschen wollten. Sie waren bestrebt, die Deckung zu durchbrechen und unseren großen Schützenverband „an der Wurzel zu treffen“. Das hätte für Zehntausende von Menschen Verderben bedeutet, hätte die Verteidigung an einem großen Frontabschnitt bedroht.

Der kommandierende General des Schützenverbandes übermittelte Tschewola durch Funkspruch: „Kann in den nächsten Stunden nicht helfen, gestatte, sich zurückzuziehen.“ Und da faßte Tschewola einen Entschluß, der meiner Meinung nach von der gewaltigen kriegsethischen Stärke Zeugnis ablegt, die während des Krieges in unseren Kommandeuren geboren ist und sich entwickelt hat und die eine äußerst wichtige Rolle gespielt hat für den siegreichen Ausgang der Julikämpfe. Der höhere Vorgesetzte, dessen Flanke durch die Brigade gedeckt wurde, gestattete Tschewola zurückzugehen. Aber der Brigadekommandeur, der sich über die Folgen seines Rückzugs klar war, antwortete: „Wir werden nicht zurückgehen, wir bleiben, um zu sterben.“ Und das wurde ihm gestattet.

Bei Tagesanbruch stießen die deutschen Panzer vor und gleichzeitig kamen Flugzeuge und warfen das Dorf in Brand. Unter Deckung der Flammen und des Rauchs ging die deutsche Infanterie zum Angriff vor. Aber die Artilleristen hielten unerschüttert stand.

Der Kommandeur der einen Batterie, Ketzelmann, war verwundet, er lag sterbend in einer dunklen Blutlache; das erste Geschütz war zerstört, ein Volltreffer hatte dem Richtunteroffizier Smirnow Hand und Kopf abgerissen, der Obergefreite Melechin — der Geschützführer, ein fröhlicher, beweglicher Meister der Panzerjägerarbeit, bei der ein Bruchteil einer Sekunde den Ausgang des Duells entscheidet — lag schwer verwundet und schaute mit dunklem, schon getrübttem Blick auf das Geschütz — es erinnerte ebenfalls an einen zerfetzten leidenden Menschen; Gummifetzen, zerrissen von Granatsplittern, hingen von den Rädern herab. Der Richtkanonier Teslenko und der Kanonier Kalabin waren leicht verwundet, setzten aber den Kampf fort. Unversehrt war nur der Munitionsträger Dawydow. Und die Deutschen waren

schon ganz nahe, sie „griffen nach den Rohren“, wie die Artilleristen sagen. Da übernahm der Führer des Nachbargeschützes, Michail Wassiljew, ein früherer Kronstädter Matrose, den Befehl über die Batterie. Hier die Worte, die er rief: „Jungens, für unsere Sache zu sterben, ist kein Unglück, es sterben noch ganz andere Leute als wir!“ Und er gab Befehl, auf die deutsche Infanterie Feuer mit Splittergranaten zu eröffnen. Als dann die Splittergranaten zu Ende gingen, nahm man die deutschen Maschinenpistolenschützen auf kürzeste Entfernung mit Panzergranaten unter Feuer.

So verlief dieser Kampf, bis neue Panzerjäger-Truppen unserer Infanterie und unseren Panzern zur Hilfe herbeieilten. Als die Brigade abgelöst wurde und in Ruhestellung zurückging, fuhr ihr der kommandierende General des Schützenverbandes entgegen und sprach den Siegern, im Staub der Frontstraße stehend, seinen Dank aus.

* * *

Die Deutschen sind im Abschnitt Belgorod—Kursk nicht durchgekommen. Die Deutschen sind auch im Abschnitt Kursk—Orel nicht durchgekommen. Der konzentrierteste aller deutschen Sommerangriffe ist gescheitert. Es gab eine Ansicht, daß im heutigen Krieg die Deutschen, wenn sie Kräfte konzentriert haben, wenn die Gelände-verhältnisse für sie günstig und die Vorstoßwege gut passierbar sind, unbedingt in der ersten Etappe territoriale Erfolge haben müssen. Wie es schien, war das ein Gesetz nicht nur der Strategie, sondern auch der Physik, der Mechanik. Dieses Gesetz ist von der Roten Armee widerlegt worden. Die Deutschen sind nicht durchgekommen.

Durch die reifenden Weizenfelder, über die weiten süß duftenden Wiesen, im grauen und gelben Staub, unter dem Juligewitterhimmel, an dem ferner Donner rollt, unter den Stößen des heißen schwülen Windes rücken auf den Straßen unsere Panzer, unsere Artilleriekolonnen und Kraftfahrzeuge mit motorisierter Infanterie vor, kreischen die Troßfahrzeuge der Regimenter. Die Kühler der Kraftfahrzeuge, die Türme der schweren Panzer und die Mündungen der Geschütze sind geschmückt mit Roggenähren, Nelken, Kornblumen und Margueriten.

Die Rote Armee stößt weiter vor.

27. Juli 1943

KONSTANTIN SIMONOW

Die zweite Variante

Die letzten Monate waren unter ständiger Anspannung verlaufen. Obwohl die Front für lange Zeit stabilisiert war, kam doch niemandem der naive Gedanke in den Sinn, daß das in alle Ewigkeit so fortgehen

könnte, und daß die Deutschen nicht versuchen würden, Revanche zu nehmen. In der Brigade gab es fünf Eventual-Varianten für das Wiederaufleben aktiver Kampfhandlungen. In jeder war genau festgelegt, mit welchen Infanteriedivisionen und Artillerieregimentern die Brigade zusammen arbeiten, in welchem Aufmarschgebiet sie eingesetzt, und wo sich jeweils eine jede ihrer Befehlsstellen befinden würde.

Alle Verteidigungsabschnitte waren, wie man sich in der Brigade ausdrückte, im voraus vorbereitet worden. Die Leute hatten rechtzeitig Gräben und Deckungen für die Panzer ausgehoben; alle Kommandeure bis zu den Panzerführern hatten an der Geländeerkundung teilgenommen. Außerdem waren Krokis der Abschnitte angefertigt worden, und man hatte sich eingeschossen. Um die Möglichkeit zu haben, nach allen fünf Varianten manövrieren zu können, lag die Brigade im nahen Hinterland. Um in den Kampf einzutreten, mußte zunächst ein Anmarsch durchgeführt werden, und dieser Marsch war ebenfalls im voraus vorbereitet worden. Die Marschrouten sowie die gedeckten Annäherungswege zu den Verteidigungsabschnitten waren erkundet, die Tragfähigkeit aller Brücken und die Passierbarkeit aller Furten auf den Vormarschwegen festgestellt, Signale und vereinbarte Schlüsselworte ausgearbeitet und doppelte Verbindungen eingerichtet worden mit den Divisionen, mit denen gemeinsam operiert werden sollte. Einige Male hatten die Panzer im überraschenden Probealarm die für den Kampf bestimmten Abschnitte nach allen fünf Varianten bezogen.

In der Nacht vom 4. zum 5. Juli überraschten unsere Aufklärer bei einem Spähtruppunternehmen an der linken Flanke der Armee eine Gruppe deutscher Pioniere, die Durchgänge in den Minenfeldern herstellten. 14 Deutsche wurden getötet, 2 ergriffen die Flucht und der 17. wurde gefangengenommen. Die Aufklärer, die nichts Gutes ahnten, begannen schon auf dem Wege zum Stab den Deutschen auszufragen. Er teilte mit, daß alles für einen Angriff bereit sei, daß Panzer und Infanterie schon in den vordersten Stellungen konzentriert wären und daß Punkt zwei alles beginnen solle.

Die Richtung des deutschen Vorstoßes war noch nicht endgültig bestimmt. Weit vorn war ein heftiger Kampf im Gange, und die Tankisten, die zum hundertstenmal nachgeprüft hatten, ob alles bereit war, warteten, wann die Reihe an sie kommen würde. Gegen 12 Uhr hatte die Lage sich geklärt. Die Deutschen waren mit starken Kräften in die Stellungen eines Truppenteils eingebrochen, hatten ihn zurückgedrückt und rückten gegen die Straße Orel—Kursk vor. Die Schlacht entwickelte sich nach der zweiten Variante. Um 12.30 Uhr erhielt die Brigade den Befehl, in die Kampfstellung im Gebiet der Eisenbahn abzurücken, um entsprechend dem Plan die dort eingesetzte Division zu unterstützen und die Deutschen nicht weiter vordringen zu lassen.

Zur Zeit des Anmarsches der Brigade hatten die deutschen Panzer, nachdem sie die Hauptkampflinie durchbrochen hatten, eines unserer Regimenter von zwei Seiten umgangen und waren bestrebt, es zu vernichten, es nicht in den nächsten Abschnitt zurückgehen zu lassen. Der Brigade war befohlen worden, dringend Hilfe zu erweisen. Punkt 6 Uhr abends setzte die Brigade in vollem Bestand zum Gegenstoß an. 15 Minuten vorher hatte Oberst Petruschin seine Kommandeure versammelt und ihnen mündlich den Befehl gegeben. Die Tankisten eilten zu ihren Panzern und die Brigade rückte ab. Unmittelbar hinter den Panzerbataillonen folgte die eigene motorisierte Infanterie.

Vor der Brigade dehnte sich die gut bekannte, gewellte Ebene aus mit ihren zahlreichen flachen Mulden und Höhenzügen, die mit niedrigem Gebüsch bewachsen waren. Das Wetter war klar und die tiefstehende Abendsonne schien direkt in die Sehschlitze. Kaum hatten die Panzer sich entwickelt, als die Deutschen gegen sie heftiges Artillerie- und Granatwerferfeuer eröffneten. Zwei Kilometer fuhren die Panzer unter diesem ununterbrochenen Feuer vor. An der Spitze der Bataillone fuhren ihre Kommandeure: rechts Loboda, links Saljukow. Petruschin und sein Stabschef nahmen mit ihren Panzern hinter dem Kamm des nächstliegenden Höhenzuges Stellung, öffneten die Luken und beobachteten den Kampf.

Als das auf der rechten Flanke eingesetzte Bataillon unter Major Loboda zwei Kilometer vorgerückt war und sich an die niedrige Hügelkette herangearbeitet hatte, hinter der unser Regiment eingekesselt im Kampf stand, wurde es aus einer Mulde in seiner Flanke von Panzern des Gegners angegriffen. 15 deutsche Panzer „T-VI“ („Tiger“) und Sturmgeschütze „Ferdinand“ griffen das Bataillon gleichzeitig an. Hinter den Panzern ging in dichten Schwärmen deutsche Infanterie vor. Um den Angriff abzuschlagen, entwickelte das Bataillon Loboda seine Front nach rechts, die Panzer hielten und begannen vom Platz aus die Deutschen von den Hügeln herab zu beschießen.

Im ersten Augenblick gestaltete sich der Kampf für uns ungünstig. Die Deutschen hatten uns die Flanke abgewonnen, setzten gleich zu Beginn die drei rechten Flankenpanzer außer Gefecht und schossen sie dann in Brand. Zur Unterstützung der rechten Flanke wurde ein Teil des motorisierten Schützenbataillons eingesetzt, auch schwere Sturmgeschütze wurden dorthin geworfen. Oberst Petruschin leitete diese Bewegungen durch Funkspruch aus seinem Befehls-Panzerkraftwagen. Alle Befehle wurden ungeschlüsselt auf Grund der vorher in Übereinstimmung gebrachten Karte gegeben.

Der Kampf dauerte anderthalb Stunden. Als die Deutschen auf das starke Feuer unserer Panzer stießen, hielten sie ebenfalls und begannen dann allmählich zurückzugehen. Im Verlauf dieses Kampfes wurde noch einer unserer Panzer beschädigt, während die Deutschen nacheinander sechs Panzer verloren. Das war auch der Grund für ihr

Zurückweichen. Der Feuerkampf wurde auf eine Entfernung von 900—1000 Meter geführt.

Während dieser Zeit war das auf der linken Flanke eingesetzte Bataillon Saljukow noch einen Kilometer vorgerückt und hatte dann von den vorwärts liegenden Höhenzügen starkes Feuer erhalten. Das Bataillon bezog Stellungen hinter den Geländeerhebungen und antwortete den Deutschen mit heftigem Feuer.

Die Angriffe der feindlichen Panzer gegen das eingekesselte Schützenregiment waren abgeschlagen worden. Nach Eintritt der Brigade in den Kampf hatte die deutsche Artillerie ihr Hauptfeuer auf sie gerichtet. Unter Ausnutzung dieses Umstandes vernichtete das Schützenregiment im Gegenstoß eine in seinen Rücken vorgedrungene gegnerische Abteilung von Maschinenpistolenschützen und zog sich ungestört hinter die Kampfstellungen der Brigade zurück. Die Tankisten ließen eine Verfolgung des Regiments durch die Deutschen nicht zu und sicherten ihm durch einen langen, bis zur Nacht dauernden Kampf die Möglichkeit, sich in dem nächsten, gut ausgebauten Abschnitt festzusetzen.

Somit hatte der erste Tag der Brigade empfindliche Verluste gebracht. Vier schwere Panzer waren außer Gefecht gesetzt. Leutnant Andrianow, einer der besten Kommandeure, war in seinem Panzer getötet worden. Gefallen war Leutnant Schumski, der Führer des Befehlszuges. Aber auch die Deutschen hatten tüchtig etwas abbekommen.

Es wurde dunkel. Die Panzer besetzten die für sie vorbereiteten tiefen Gräben, aus denen allein die Türme hervorlugten. Dann machten sich die Aufklärer der Brigade, die wie immer die Hauptarbeit in der Nacht zu leisten hatten, in drei Gruppen unter Befehl des Hauptmanns Stukolow auf den Weg zu den deutschen Linien. Schon lange vor Tagesanbruch war durch die Erkundung festgestellt, daß die Deutschen während der ganzen Nacht in aller Eile Panzer zur Front vorziehen.

Oberst Petruschin, der in einem Unterstand saß, hatte alle für den Morgen notwendigen Befehle gegeben. Noch hatte es nicht zu tagen begonnen, und schon war alles bereit. Allein geblieben, fiel ihm unwillkürlich ein, wie zu Beginn des Krieges er und auch die anderen immer gehastet hatten, wie es ihnen stets an Zeit gefehlt hatte. Jetzt aber blieb ihm, selbst im Höhepunkt der Kämpfe, dank der Erfahrung, der Gewöhnung und der schließlich entstandenen Fähigkeit, alles zu organisieren, sogar eine halbe Stunde freie Zeit.

Der Krieg hatte dem Oberst Schweres gebracht. Zunächst erlebte er die ganze Bitterkeit des Rückzuges. Er ging mit den anderen zurück, kämpfte bis zuletzt, und in den Wäldern am Dnjepr steckte er mit eigenen Händen die Panzer in Brand, die ohne Treibstoff geblieben waren und die nicht in die Hände der Deutschen fallen durften. Er



Panzer brechen zum Angriff vor



Vorrückende Sowjetpanzer passieren einen zerschossenen „Tiger“



Immer mehr Panzer schieben sich in die Hauptkampflinie ein

hat in diesem Krieg viel verloren. Deutsche Flugzeuge, die am 25. Juni 1941 in der Station Sarny im Sturzflug einen Zug mit Kindern und Frauen angriffen, brachten ihm nicht wiedergutzumachendes Leid: durch die Splitter einer deutschen Bombe wurden seiner Frau ein Arm und ein Bein abgerissen, und sein fünfjähriges Söhnchen, das sich bei ihr befand, verschwand spurlos. Der Bruder des Obersten, ein Dorflehrer, der in den Tagen des Krieges Kommandeur geworden war, ist vermißt. Die Frau des Bruders wurde von den Deutschen gehängt. Von seiner Mutter hat er schon anderthalb Jahre, seitdem sie dort jenseits der Frontlinie geblieben ist, keine Nachrichten. Wie sehr er sich auch an das Gefühl der Einsamkeit gewöhnt, sich mit dem Gedanken an die zerstörte Familie abgefunden hat — wenn ihn die Erinnerung daran packte, dann zog sich sein Herz unsäglich zusammen; und als er jetzt an die Deutschen dachte, hatte er jene kalte Ruhe eines Menschen, der schon lange und grenzenlos haßt, der ohne große Worte, ohne Erregung und ohne Hysterie haßt, und der eben darum besonders stark und furchtbar haßt.

Am Morgen gingen die Deutschen nach massierter Vorbereitung durch Artillerie und Luftwaffe vor. Die Brigade Petruschins empfing sie mit Feuer. Die früher ausgebauten und günstig besetzten Stellungen sicherten ihr den Erfolg. Unsere Panzer beschossen aus der Deckung die gegen sie vorrückenden deutschen Panzer. Zudem hatten die Deutschen die Verteilung der Brigade nicht richtig erkannt, und anstatt ihr in die Flanke zu kommen, gerieten sie selbst in das Flankenfeuer der Brigade. Der Kampf dauerte mit kleinen Unterbrechungen etwa zehn Stunden. In dieser Zeit gelang es unseren Panzerschützen, acht vorausfahrende „Tiger“ und drei schwere Panzerabwehrgeschütze in Brand zu schießen. Am Ende des Tages wichen die Deutschen zurück, ohne einen Erfolg erzielt zu haben.

Der nächste Morgen war außerordentlich klar. Um sieben Uhr leuchtete die Sonne in vollem Glanze. Punkt sieben eröffneten die Deutschen stärkstes Artilleriefeuer auf unsere Infanterie und unsere Panzer. Die Einschläge bildeten eine dichte Wand, und durch dieses Feuer wurden zwei Panzer außer Gefecht gesetzt, die man zur Reparatur abschleppen mußte. Dann gingen 40 deutsche Panzer und zwei Infanterieregimenter zum Angriff vor gegen die links liegende Eisenbahnstation. Sie trachteten, eine günstige Mulde zwischen dem Eisenbahndamm und einer Schlucht zu durchschreiten, hinter der die linke Flanke der Brigade lag. In der ersten Welle der Deutschen gingen gleichzeitig 22 „Tiger“ vor. Um die Aufmerksamkeit unserer Panzerschützen von der Richtung des Hauptangriffes abzulenken, griffen zur selben Zeit 15 deutsche Panzer die rechte Flanke der Brigade an. Petruschin befahl den Bataillonen, vom Platz aus die feindlichen Panzer unter Feuer zu nehmen, sie nicht nach Süden durchbrechen zu lassen und dann bei der ersten Möglichkeit mit einem Teil der Kräfte die

hinter den Panzern folgende deutsche Infanterie im Gegenstoß anzugreifen.

Als die „Tiger“ auf direkte Schußentfernung herangekommen waren, wurden sie von neuem unter intensives Feuer genommen. Ein Teil der „Tiger“ wurde in Brand geschossen und lag bewegungslos fest, ein Teil begann zurückzugehen. Lediglich drei oder vier, die durch unsere Infanterie vorgedrungen waren, brachen zum Südrand der Station durch. Unter Ausnutzung dieses Umstandes ging die Kompanie des Leutnants Baklagow auf Befehl des Obersten zum Gegenangriff vor und versetzte der deutschen Infanterie, die ebenfalls versuchte, nach der Station durchzubrechen, einen Schlag. Dieser Vorstoß kam für die Deutschen ganz unerwartet. Durch das Geschütz- und Maschinengewehrfeuer der Panzer erlitten sie schwere Verluste, während die unversehrt Gebliebenen gezwungen waren, sich hinzuwerfen und dann einzeln unter dem Maschinengewehrfeuer zurückzukriechen. Die durchgebrochenen deutschen Panzer, die keine Infanterie hinter sich sahen, waren genötigt zurückzugehen.

Der Kampf dauerte diesmal von sieben Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags. Bei uns brannten zwei Panzer, bei den Deutschen acht. Um drei Uhr nachmittags trat unerwartete Stille ein, aber Punkt acht Uhr, nach einer starken Artilleriekanonade, gingen 16 deutsche Panzer zusammen mit Infanterie direkt gegen die Stellung der Brigade vor. Die vordersten Panzer der Deutschen legten einen Rauchschleier. Zu allem Unglück wehte der Wind in unsere Richtung. Gedeckt durch den Nebel brachen die Deutschen an der Naht zwischen den Bataillonen durch und umzingelten im Halbkreis das linke Bataillon Saljukow.

In diesem schwierigen Moment warf Oberst Petruschin an die linke Flanke die Brigadereserve: schwere Sturmgeschütze gegen die Panzer und eine motorisierte Schützenabteilung gegen die angreifende Infanterie. Der entschlossene Einsatz aller Reserven stellte den Sieg sicher. Die Panzer und Sturmgeschütze nahmen die angreifenden deutschen Panzer und Geschütze unter heftiges Feuer, während die Schützen zum Gegenstoß gegen die deutsche Infanterie vorgingen. Einige Male ging das Gefecht ins Handgemenge über. Schon war die Dunkelheit hereingebrochen, aber der Kampf mit Handgranaten ging weiter, und auf dem ganzen Schlachtfeld blitzte bald hier, bald dort das Feuer der Explosionen auf. Gegen 12 Uhr nachts waren die Deutschen zurückgeworfen.

Es folgte noch ein Tag angespannter Kämpfe, und abermals war der Feind, der eine Reihe von Angriffen unternommen hatte, zurückgeschlagen, und in der Nacht hörte man wieder in den deutschen Stellungen die Bewegungen von Panzern. Es war zu spüren, daß die Deutschen irgendeinen neuen Verband heranzogen, um am nächsten Tag zum entscheidenden allgemeinen Sturmangriff anzutreten.

Und so kam es auch. Um 9 Uhr morgens gingen die Deutschen tatsächlich zum entschiedenen Angriff über. Sie setzten ihre mittleren Panzer gegen unser Bataillon an der rechten Flanke ein, während der Hauptvorstoß darauf abzielte, unser links liegendes Bataillon zu umgehen, wodurch sie für die Brigade die Möglichkeit ausschalten wollten, mit den eigenen Kräften zu manövrieren. Ihre „Tiger“ erlitten schwere Verluste, umgingen aber trotzdem unser linkes Bataillon, kamen ihm in den Rücken und begannen, in die Stellungen unserer motorisierten Infanterie einzubrechen. Hinter ihnen folgte in dichterem Schwärmen als gewöhnlich deutsche Infanterie. Die Lage wurde kritisch. Der Ausgang des Kampfes hing davon ab, ob das motorisierte Bataillon in den Gräben sitzenbleiben und die Panzer über sich hinwegrollen lassen, oder ob es nicht standhalten und zurückgehen würde.

Aber nicht umsonst war die motorisierte Infanterie während des ganzen Frühjahrs von den eigenen Panzern „überfahren“ worden, was sie dazu gebracht hatte, sich in der Praxis davon zu überzeugen, daß der Panzer nicht gefährlich ist, wenn man sich gut in die Erde eingegraben hat. In den Ausbildungstagen, als unsere Panzer dutzende Male dröhnend über die Köpfe der Infanterie hinweggerollt waren, über den Gräben haltgemacht und sich gedreht hatten, waren die Leute zu der Überzeugung gekommen, daß man dem standhalten und daß man dagegen kämpfen kann. Und als jetzt die feindlichen Panzer über die motorisierte Infanterie hinwegrollten, kämpften die Soldaten bis zum letzten. Sie setzten sieben „Tiger“ in Brand. Es stellte sich heraus, daß auch die Raupenketten der „Tiger“ von sicher geworfenen Panzerabwehrgranaten zerrissen werden, und daß die „Tiger“ von genau geworfenen Brennstoff-Flaschen nicht schlechter in Flammen aufgehen als andere Panzer.

Aber in den Gräben bleiben, wenn über den Köpfen die deutschen Panzer dröhnen — das war erst das halbe Werk. Diesmal ging die deutsche Infanterie unmittelbar hinter den Panzern vor, und als die Panzer weitergerollt waren, mußten die Kämpfer unserer motorisierten Infanterie fast sofort den Nahkampf mit den Deutschen aufnehmen. Es entwickelte sich ein lang dauernder Handgranatenkampf in den Schützen- und Verbindungsgräben. Unsere motorisierte Infanterie, die die feindlichen Panzer im Rücken hatte, schlug den Sturmangriff der Deutschen in der Front ab.

Während dieser Zeit drangen die deutschen Panzer immer tiefer ein. Da führte auf Befehl des Obersten das an der linken Flanke liegende Bataillon, das von den Deutschen umgangen worden war, ein schnelles und kühnes Manöver durch. Es verließ blitzschnell die früheren Positionen, wandte sich nach rechts rückwärts und stieß im Rücken der eigenen Stellungen frontal auf die deutschen Panzer. Bei diesem Zusammenstoß erlitten wir Verluste, aber die Verluste der Deutschen,

die diesen Schlag in der Tiefe der Verteidigung nicht erwartet hatten, waren noch schwerer. Die Deutschen fingen an zurückzugehen.

Allein die deutsche Infanterie, die zum Teil von unserer motorisierten Infanterie zum Stehen gebracht worden war, vermochte links von ihr einzusickern und tief vorzustoßen, fast bis zum Gefechtsstand der Brigade. Der Brigadekommandeur warf in richtiger Einschätzung der Lage vier in Reserve befindliche Lastkraftwagen mit aufmontierten vierfach gekoppelten Flakmaschinengewehren hierher. Diese Lastkraftwagen, die unerwartet in dem offenen Gelände auftauchten, wo die durchgebrochenen Deutschen vorgingen, eröffneten ein heftiges Feuer gegen sie. Gleich mit den ersten Feuerstößen wurden an 200 Deutsche vernichtet, denen es nicht mehr gelungen war, Deckung zu nehmen. Die übrigen wichen schnell zurück. Um sechs Uhr abends war dieser letzte deutsche Sturmangriff in allen Abschnitten endgültig abgeschlagen.

Die Nacht brach an. Der letzte Tag war besonders schwer gewesen. Gefallen war der beste Panzerkompanieführer, Leutnant Kostyrin, und viele andere fehlten in den Reihen der Brigade. Aber wenn in der vergangenen Nacht die Leute vor Müdigkeit umgefallen waren, so waren sie jetzt offenbar überwach, vielleicht aber auch hatte die Nervenanspannung einen solchen Grad erreicht, daß ein Einschlafen unmöglich war.

In dieser Nacht, als der Kampf zu Ende war, hatten alle jenen noch unausgesprochenen Gedanken, der allmählich immer mehr zur Gewißheit wurde: die Deutschen waren zum Stehen gebracht. Das unterlag keinem Zweifel mehr. Gerade hier, in diesem Abschnitt, wo die Brigade entschlossen gewesen war, um jeden Preis, um jedes Blutopfer standzuhalten, hatte sie wirklich ihre Stellungen behauptet und die Deutschen zum Stehen gebracht. Abgesehen davon, daß die Brigade den Deutschen viermal höhere Verluste an Panzern zugefügt, als sie selbst erlitten hatte, war etwas anderes, noch viel Wichtigeres geschehen. Die Deutschen, die früher in den Tagen ihrer Durchbrüche täglich 40 bis 60 Kilometer zurückgelegt hatten, die erst gegen Ende des ersten Monats ermatteten, waren jetzt in wenigen Tagen ausgeblutet und ohnmächtig geworden. Am ersten Tag waren sie etwas vorgedrungen und hatten unsere Stellungen zurückgedrückt. Dann aber waren sie trotz aller Anstrengungen und Verluste keinen Meter weiter vorgekommen. Und das war ein nicht zu bezweifelnder und gewaltiger Erfolg.

Die Panzerbrigade des Oberst Petruschin, die Seite an Seite mit anderen Verbänden focht, hatte dem wütenden Ansturm der angreifenden Deutschen standgehalten. Und das blieb nicht ohne Folgen. Es verging eine kurze Zeit, und die Deutschen waren in diesem Frontabschnitt auf ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen, von wo sie am 5. Juli ihren Angriff begonnen hatten. Das Stückchen Sowjet Erde, auf dem die Brigade gekämpft hat, dieses Stückchen Erde, übersät mit den Skeletten verbrannter „Tiger“ und getränkt mit deutschem Blut, ist wieder unser.

22. Juli 1943

II. Ein Deutscher aus einem „Ferdinand“

Vor uns sitzt ein deutscher Soldat. Ein einfacher Soldat, ein richtiger Durchschnittsdeutscher, dessen Durchschnittlichkeit wohl das Interessanteste an ihm ist. Er ist wie hunderttausende andere eine Frucht der „totalen Mobilisierung“. Er wurde im Winter in die Armee eingezogen und kam vor drei Tagen zum erstenmal in den Kampf, hier am Abschnitt Orel—Kursk.

Dieser magere und hochaufgeschossene Deutsche mit dem nichts-sagenden Äußeren, mit hängenden Schultern und verschlafenen Augen, die der Schreck in seinem Bann hält, sitzt nun vor uns. Als wir mit ihm zu sprechen anfangen, wurde sofort verständlich, daß der Schreck, der aus seinen Augen starrt, ein ganz anderer Schreck ist als derjenige, mit dem die gefangenen Deutschen vor, sagen wir, ein oder zwei Jahren ankamen. Damals hatten sie Angst, sie würden in der Gefangenschaft erschossen werden. An so etwas glaubt er und die vielen anderen heute nicht mehr. Der Schreck, der seine Augen in seinem Bann hält, das ist der Schreck darüber, daß er überhaupt in den Krieg geraten ist. Dieser Schreck packte ihn an jenem Tage, als er von der „totalen Mobilisierung“ erfaßt wurde. Je näher er der Front kam, desto mehr wurde der Schreck zum Grauen, und obwohl er sich schon zwei Tage in Gefangenschaft befindet, hat diese totale Angst ihn immer noch nicht verlassen.

Er heißt Adolf Maier und ist im April 19 Jahre alt geworden. Er stammt aus dem Dorf Eistrub im Hannoverschen, wurde im Winter eingezogen und diente bei der Sturmartillerie in Frankreich, in Rouen. Damals war er erst 18 Jahre alt, aber 70 Mann in seiner Kompanie waren noch jünger. Außerdem zählte man noch viele alte Leute, während 110 Mann gediente Soldaten waren.

Er erzählt, wie gut sie es in Rouen gehabt haben. Die erste Unruhe war im April zu spüren, als ihre Abteilung die neuen, eben erst in Dienst gestellten Sturmgeschütze „Ferdinand“ erhielt. Sie verstanden, daß man mit solchen Geschützen nicht mehr lange in Rouen sitzen wird. Also geht es bald in den Krieg. Noch unruhiger wurden sie, als der Batteriechef, Hauptmann Köning, immer wieder besonders nachdrücklich über die Stärke dieser Geschütze und über die Undurchdringlichkeit ihres Panzerschutzes zu sprechen anfangte. „200 mm Stirnpanzer und 80 mm Seitenpanzer, so etwas hat es noch nie gegeben“, sagte er. „Der Feind wird mit seinen Granaten weder die ‚Tiger‘, neben denen wir vorgehen werden, durchschlagen können, noch viel weniger unsere ‚Ferdinand‘, bei denen der Stirnpanzer noch dicker ist als bei den ‚Tigern‘.“

Im Mai sprach der Hauptmann besonders viel darüber, und im Juni transportierte man sie an die Ostfront.

— Warum sagte man Ihnen, daß die Panzerung Ihrer „Ferdinand“ nicht zu durchschlagen wäre?

- Damit wir weniger Angst hätten vorzugehen.
- Aber die Panzerung Ihres „Ferdinand“ wurde durchschlagen?
- Jawohl.
- Also hat Hauptmann Köning Sie belogen?
- Jawohl.

Adolf Maier erzählt von den beiden Kampftagen, die er mitgemacht hat. Bis zum dritten Tag ist er nicht gekommen, da er gefangengenommen wurde. Vielleicht war es sogar schlimmer, daß er an die Unverwundbarkeit seines „Ferdinand“ glaubte, dessen Fahrer er war. Als er sah, wie zunächst zwei „Tiger“ vor ihm in Flammen aufgingen und dann neben ihm der benachbarte „Ferdinand“ brannte, wurde ihm plötzlich ganz anders — darauf war er nicht gefaßt gewesen. Dort in Rouen hatte er voller Freude geglaubt, man könnte mit dem „Ferdinand“ ohne Gefahr losfahren. Jetzt kam schnell die Enttäuschung — eine Granate traf die Raupenkette.

Die Sie lagen fest und begriffen, daß es mit ihnen aus sein würde, wenn sie so an Ort und Stelle stehenblieben. Und da kletterten sie ohne jede Verabredung aus ihrem „Ferdinand“ heraus und krochen zurück. Die Artillerie schoß ununterbrochen. Als sie herauskrochen, waren sie nur noch zu zweien — er und der Richtschütze Karl Siege. Die anderen hat er nicht mehr gesehen. Am nächsten Tag ist Siege ebenfalls spurlos verschwunden, und er, Maier, wurde zum Fahrer eines anderen „Ferdinand“ ernannt, dessen Fahrer am Vortag gefallen war. Als er sich in den Panzer setzte, sah er an der rechten Seitenpanzerung etwas über seinem Kopf, eine kleine Öffnung, ein Loch von dem Durchschuß eines Geschosses, durch das jener Fahrer getötet worden war, der früher an seinem Platz gesessen hatte. Er fuhr in den Kampf und die ganze Zeit betrachtete er unwillkürlich dieses Loch, und auf die Worte des Hauptmanns Köning gab er schon keinen Heller mehr, oder richtiger, er hatte sie einfach vergessen. Er hatte entsetzliche Angst, daß er fallen werde, er fürchtete, die Russen könnten noch ein Loch machen neben dem, das schon über seinem Kopf war, und daß damit für ihn alles zu Ende wäre.

Zu seinem Glück traf die Granate den rückwärtigen Teil des Panzers, und der Fahrer, der vorne saß, blieb als einziger am Leben. Er sprang aus dem brennenden „Ferdinand“ auf die Erde. Dort war ein großer Granattrichter. Er drückte sich hinein und blieb liegen. Wegkriechen war unmöglich, ringsum schlugen Granaten ein.

Am Abend gingen die Russen zum Gegenangriff über und nahmen ihn gefangen. Und da sitzt er nun vor uns, enttäuscht von seinem „Ferdinand“ und endgültig vor Furcht übergeschnappt. Als der Krieg anfang, war er erst fünfzehn Jahre alt. Herangewachsen ist er schon in den Jahren des Krieges. Gerade solche wie er gibt es gegenwärtig in der deutschen Armee Hunderttausende, vielleicht auch eine Million, und darum ist seine seelische Einstellung interessant. Sein Vater

ist Korbflechter, er hat zwei Brüder von 10 und 12 Jahren, die in die Schule gehen.

— Ihre Brüder werden gewiß schon nicht mehr in den Krieg kommen?

— Ich habe auch gehofft, nicht mehr ranzukommen, sagte er, mit den Schultern zuckend, und in dieser Bewegung liegt das hoffnungslose Gefühl, daß der Krieg bis zum Untergang der Welt dauern könnte. — Ich und meine Schulkameraden haben am meisten gefürchtet, daß wir zum Rekrutenalter heranwachsen, ehe noch der Krieg zu Ende ist.

— Wann haben Sie das gefürchtet?

— Im vergangenen und vorvergangenen Jahr, als der Krieg mit Rußland anfang.

— Und als es noch keinen Krieg mit Rußland gab und Ihre Truppen eben erst in Paris eingezogen waren, haben Sie da auch gefürchtet, in den Krieg zu kommen?

— Nein, damals haben wir befürchtet, daß wir nicht in den Krieg kommen würden. Damals war unsere Stimmung überhaupt um 100 Prozent besser.

In dieser Antwort liegt die ganze geistige Verfassung jener zweibeinigen Tiere, zu denen Hitler nicht ohne Erfolg die jungen Deutschen zu machen bemüht ist. Der Krieg war ein Spaziergang, und sie fürchteten, nicht daran teilnehmen zu können. Heute ist der Krieg zum Grauen geworden, und sie fürchten im Gegenteil, an ihm teilnehmen zu müssen.

Hat er geglaubt, daß Deutschland siegen wird? Nein, nicht jetzt, wo er gefangen ist, sondern früher? Jawohl. Anfangs hat er es unbedingt geglaubt. Und dann? Dann ging man bei Moskau zurück und ging bei Stalingrad zurück, und er begann zu zweifeln und auf jeden Fall zu fürchten, daß das alles sehr lange dauern wird. Aber dann kam er an die Front auf seinem unverwundbaren „Ferdinand“ und sah, wieviel Panzer und technische Kampfmittel aller Art ringsum angehäuft waren. Da dachte er wieder, ehrlich gesagt, daß alles schnell und gut abgehen wird — gab es doch wirklich ringsum eine Unmenge von Panzern und dergleichen. Und wann verlor er denn diese Überzeugung? Als man ihm zuerst den einen und dann den anderen „Ferdinand“ zerstörte. Früher wußte er gar nichts von Rußland. Er las nur, was offiziell in den Zeitungen berichtet wurde. Und hat er über die Zeitungen nachgedacht? Nein, er hat nicht darüber nachgedacht, er hat sie einfach gelesen und dann in die Ecke geschoben. Und als die Armee Paulus sich gefangengab, hat er davon gewußt? Er hat davon gewußt, aber daran waren doch die Italiener schuld. Und warum die Italiener? Weil sie die Flucht ergriffen und die Front geöffnet haben, darum ist doch Paulus eingekesselt worden.

— Und in Tunis haben auch die Italiener schuld gehabt?

— Jawohl. Uns hat man das so gesagt. Sie sollten selber ihr Tunis

verteidigen. Unsere Armee ist deswegen dort zugrunde gegangen, weil wir den Italienern helfen mußten.

Ehrliche Feindlichkeit gegen die Verbündeten drückt sich in seinem Gesicht aus. Irgendwie ist es immerhin leichter und angenehmer zu glauben, daß es zu allen diesen Unannehmlichkeiten nur wegen dieser verfluchten Italiener gekommen ist.

— Und wieviel Kilometer, glauben Sie, sind Sie in diesem Winter in Rußland zurückgegangen?

— Ich denke — er zieht die Stirn bei dieser ungewohnten Beschäftigung in Falten —, ich denke, etwa 200 Kilometer.

— Und hat man Ihnen nicht gesagt, daß es nicht 200 sondern 600—700 Kilometer waren?

— Nein, das hat man uns nicht gesagt. Früher wurden Karten in den Zeitungen veröffentlicht. Aber das hat dann ganz aufgehört.

— Und wie denken Sie, haben jetzt am 5. Juli sie, die Deutschen, angegriffen oder sind sie zurückgegangen?

— Natürlich angegriffen — er hebt verwundert die Augen.

— Und hat man Ihnen einen Befehl über den Angriff gegeben?

— Jawohl, am 4. Juli abends hat uns Hauptmann Köning alle versammelt und uns aus einem Schriftstück einen Befehl von Hitler vorgelesen, daß wir zum allgemeinen Angriff gegen die Russen übergehen.

— Sie glauben nicht, daß er einen falschen Befehl vorgelesen hat?

— Nein, wir haben doch dann am Morgen den Angriff begonnen.

— Aber das Deutsche Nachrichtenbüro teilt mit, daß während all dieser Tage nicht sie, sondern wir Russen angegriffen haben.

Das weiß er nicht.

— Was denken Sie, warum ist wohl eine solche offenkundig verlogene Mitteilung erschienen?

— Sicher haben sie gesehen — sagt er nach kurzem Nachdenken —, daß es keine Erfolge mehr gibt, und sie wollten unsere Angehörigen in Deutschland nicht aufregen.

Wie sich herausstellt, reicht sogar seine Auffassungsgabe aus, um den primitiven Trick des Deutschen Nachrichtenbüros zu verstehen. Er beginnt plötzlich, ohne Fragen abzuwarten, selber schnell darüber zu sprechen, daß es allein in seinem Dorf unter seinen Bekannten schon 40 Gefallene und 100 Verwundete gibt. Und als er auf Urlaub zu Hause war, haben seine Angehörigen nur den einen Wunsch gehabt, daß er nicht an die Front muß... Und überhaupt gibt es so viele Gefallene. Wenn doch schon all das zu Ende wäre!

Er sitzt vor mir, diese Frucht der „totalen Mobilisierung“, einer von denen, die zusammengenommen den letzten entschiedenen Einsatz Hitlers in diesem Krieg bilden. Das Sturmgeschütz „Ferdinand“ ist ebenso wie der Panzer „Tiger“ eine gute, mächtige Waffe. Es ist das eine Neuheit der Kriegstechnik, und es bedarf Entschlossenheit und großer Übung, um sie unschädlich zu machen. Tatsächlich durch-

schlägt nicht jede Granate unter jedem Treffwinkel die Stirnpanzerung von 200 mm. Aber Hunderte von ihnen brennen gegenwärtig schon neben den „Tigern“ auf den Feldern von Orel und Kursk. Übrigens ist das nur die eine Hälfte unseres Erfolges. Die andere Hälfte — das ist die geistige Verfassung Adolf Maiers und Hunderter, Tausender seinesgleichen, die noch nicht gefangen sind, sondern noch kämpfen. Ihre „Ferdinand“ brennen und werden zerstört. Man hat sie belogen, da man auf die Stärke der Panzerung hoffte und nicht auf die Festigkeit ihres Kampfgeistes.

Das ist ein gutes Zeichen. Wir haben niemals unseren sowjetischen Tankisten gesagt, daß ihre Maschinen unverwundbar und nicht zu durchschlagen wären. Wenn sie in den Kampf gehen, wissen sie stets, daß ihre Maschinen stark sind, daß es aber keine Panzerung gibt, gegen die keine Granate zu finden wäre. Sie wußten das, sie wußten, daß sie fallen können, und mutig gingen und gehen sie in den Kampf. Damit aber solche Leute wie Adolf Maier in den Kampf gingen, mußte man sie betrügen, von der Unverwundbarkeit überzeugen, ihre Todesfurcht überwinden. Darin liegt der große Unterschied zwischen den Menschen. Und das ist ein Unterpfand für unseren Sieg.

Die Hitlerschen Machthaber haben ihre Soldaten belogen, als sie ihnen versicherten, daß sie den Sieg leicht und ohne besondere Schererei erringen würden. Sie haben deren Familien vorgelogen, daß über den Städten Deutschlands niemals Flugzeuge des Gegners auftauchen würden. Jetzt ernten sie die Früchte ihrer Lügen — die tierische Angst feiger Bestien, die den Krieg begonnen haben, da sie an ihre Straflosigkeit glaubten, und die jetzt enttäuscht sind und vor Entsetzen zittern. Heute erhalten die deutschen Soldaten Haufen von Briefen, wo aus den Zeilen und zwischen den Zeilen hervor dieselbe tief verwurzelte totale Angst schaut, die für lange die Augen des Kriegsgefangenen Adolf Maier in ihren Bann geschlagen hat.

Es ist gut, daß diese Briefe so geschrieben sind und nicht anders, daß sie Angst atmen. Aber wir haben kein Mitleid. Es ist gut, daß sie Angst haben; es ist gut, daß es ihnen graut. Nur durch den Tod und die Angst kann man sie klein machen, nur mit Stahl kann man sie überzeugen. Die Geschütze dröhnen. Heute gehen die Deutschen wieder zum Angriff vor. Sie sind noch stark, sie drängen vorwärts, aber außer von dem Wunsch zu morden und von ihrem gierigen Eroberungsdrang sind sie mehr denn je von Angst gepackt, und das ist sehr gut so.

14. Juli 1943

III. Ein „Pantherjäger“

Gestern hatte ich Gelegenheit, mit Adolf Maier zu sprechen — einem gefangenen Mechaniker der deutschen Sommerneuheit, des schweren Sturmgeschützes „Ferdinand“. Und heute, gerade jetzt, spreche ich

mit Alexej Jerochin, der in diesen Tagen vier „Ferdinand“ in Brand geschossen hat, darunter auch den „Ferdinand“ Maiers, der ausgerechnet in seinem Kampfabschnitt operierte.

Vor allem eine Frage: was ist das, ein „Ferdinand“ oder, wie die Deutschen ihn auch nennen, ein „Panther“? Es ist das das allerneueste, eben erst von den Deutschen in Dienst gestellte Sturmgeschütz. Nach Gefangenenaussagen gedachten die Deutschen, auf den „Panthern“ und „Tigern“ am zweiten Tag des Angriffes in Kursk einzuziehen. Der „Ferdinand“ hat dasselbe schwere 88-mm-Geschütz wie der „Tiger“, aber er hat keinen Drehturm, ist noch schwerfälliger und besitzt ein noch größeres Gewicht, nämlich 70 Tonnen.

Jerochin, der vier solcher „Ferdinand“ in Brand geschossen hat, ist ein 23jähriger, untersetzter, kräftiger Mann mit sonnverbranntem Gesicht, fröhlichen grauen Augen und übermütigem Gebaren, das ihm aus jener Zeit geblieben ist, wo er als Vollwaise herumstromerte und von einem Kinderheim ins andere wanderte. Es ist das ein russischer Mensch von lustigem, unbändigem Wesen, in welchem sich, wie das häufig der Fall ist, steter Übermut mit tiefsitzendem Mutterwitz paart. Er meldet sich immer zu den gefährlichsten Sachen und führt sie mit großer List und Vorsicht durch. Eben das Zusammenreffen dieser beiden Eigenschaften bewirkte es, daß er den Deutschen in den letzten Tagen mehr einheizte als die anderen aus seiner Truppe. Augenblicklich strahlt er vor Zufriedenheit, daß er doch schlauer war und ein Mittel gefunden hat, um die scheinbar unverwundbaren deutschen Panzerwagen in Brand zu schießen. Er kann es kaum erwarten, so schnell und so genau wie möglich davon zu erzählen.

Heute ist es hier verhältnismäßig ruhig, und Jerochin ist bemüht, das Fazit aus den Kämpfen zu ziehen. Vielleicht wird er sich morgen bei Tagesanbruch wieder mit den „Ferdinand“ herumschlagen müssen, und das muß er noch genauer, noch schlauer und geschickter machen. Er erzählt, wie er gekämpft hat, und dabei ist er aufgeregt und erlebt alles von Anfang an noch einmal mit. Er erzählt mit besonderem Talent, so daß man meint, man sitze mit dem Erzähler im Panzer und schieße zusammen mit ihm, und beim Zuhören entsteht unwillkürlich, Stück für Stück, das ganze Bild des Kampfes. Ich brauche seiner Erzählung nichts hinzuzufügen; ich gebe sie so wieder, wie ich sie nach den Worten Jerochins vom ersten bis zum letzten Satz aufgeschrieben habe.

„Als die Deutschen mit dem Angriff begannen und wir gegen Abend unsere Ausgangsstellungen bezogen, war mein Panzer der führende. Er fuhr als erster in der Marschsicherung vor dem Bataillon. Ich sollte als allererster mit den Deutschen zusammenstoßen, und ich muß sagen, daß ich froh darüber war. Wir sollten den Kampf mit den Deutschen aufnehmen und durch Führung dieses Kampfes die Entfaltung des

Bataillons decken. Ringsum dröhnte die Artillerie, aber von deutschen Panzern war noch nichts zu sehen.

Plötzlich beginnt uns jemand offenbar in direktem Schuß zu beschießen. Wir drehten leicht etwas ab und fuhren unseren Panzer in ein Gebüsch. Dort stieg ich auf den Turm und sah etwa anderthalb Kilometer vor mir ein deutsches Panzerfahrzeug hinter einer Höhe hervorkommen. Ich konnte auf den ersten Blick nicht sagen, daß das ein Panzer war. Ein Panzer oder kein Panzer — aber immerhin eine anständige Kiste. Und daran, wie die Granaten fliegen, ist zu spüren, daß er ordentlich schießt.

— Nun, Stepanenko, wie ist's?, sagte ich zu dem Turmschützen. — Probierens wir's.

Wir prüften die Entfernung. 1400 Meter — man kann schießen, und wir gaben den ersten Schuß.

Ich traf den Deutschen an der Stirnseite, aber ich fühle: zwecklos. Er ging nicht in Rauch auf und blieb auch nicht stehen, sondern begann nur langsam zurückzufahren. Der zweite Schuß ging vorbei, den dritten setzte ich ihm wieder auf die Stirnseite, aber wieder ohne Erfolg. Da manövrierte ich in dem Gebüsch, fuhr etwas zur Seite und bepflasterte ihn mit einem Geschoß um das andere. Er fuhr zurück, immer größer wurde sein Winkel zu mir, und alle meine Granaten trafen ihn unter dem besten Winkel. Beim sechsten Schuß fing er zwar nicht zu qualmen an, aber aus ihm stieg leichter Rauch auf. Das war mir schon angenehm. Ich sandte ihm noch zwei Granaten nach, als er schon zurückfahrend hinter der Höhe verschwand. Einige Minuten später sahen wir, daß er trotzdem brannte.

— Der Weg ist frei, übergab ich durch Funkspruch den Kameraden; und das Bataillon begann sich zu entfalten und besetzte links und rechts die früher festgelegten Stellungen, um unsere Infanterie für den Fall eines Sturmangriffes der Deutschen zu unterstützen.

Bald zeigten sich rechts von der gut sichtbaren Rauchsäule andere deutsche Panzer. Der erste von ihnen kam auf die Höhe heraufgefahren. Wir gaben sofort auf ihn eine Salve der ganzen Kompanie ab und er blieb angeschossen stehen. Die anderen entwickelten sich zur Front, standen uns mit der Stirnseite gegenüber und nahmen uns vom Platz aus unter Feuer. Nachdem ich den Kommandeur um Erlaubnis gebeten hatte, fuhr ich, getarnt durch Gebüsch und Hügel, nach links und versuchte, den Deutschen in die Flanke zu kommen. Das gelang mir, und dort fuhr ich auf die Höhe hinauf, sah mich sorgfältig um, prüfte das Ziel und gab ohne Zeit zu verlieren nacheinander fünf Schüsse ab auf den nächsten deutschen Panzer. Nach dem fünften Schuß ging er in Flammen auf. Die anderen Panzer begannen sofort zurückzurollen, weil ihre Türme nicht drehbar sind; ihre Lage war ungünstig geworden, da ich ihnen in die Flanke gekommen war. Falls sie drehten und mich unter Feuer nahmen, boten sie ihre Seiten unseren übrigen

Panzern dar. Blieben sie aber in der früheren Lage, dann konnte ich sie ungestraft von der Seite her unter Feuer nehmen. Darum eben begannen sie zurückzuweichen. Und dann fing es an dunkel zu werden, und der Angriff der Deutschen war gescheitert.

In der Nacht war alles ruhig. Unsere Panzer blieben in ihren Stellungen. Ich und der Turmschütze Stepanenko beschlossen jedoch, loszugehen und nachzusehen, was das für ein unbekannter Panzer war, den wir als ersten außer Gefecht gesetzt hatten. Wir arbeiteten uns vor zu ihm und sahen, daß in seiner Panzerung, genau in der Mitte oberhalb des Triebwerks, vier meiner Granaten aufgeschlagen waren und tiefe Beulen hinterlassen hatten, aber nicht durchgeschlagen waren, weil die Entfernung 1400 Meter betragen hatte. Aber er war trotzdem in Brand geraten! Wie war das gekommen?

Durch die runde Hinterluke krochen wir ins Innere, und dort entdeckten wir die Ursache: im Innern dieses ‚Panthers‘, gerade an der Stelle, wo ich meine Granaten hingesetzt hatte, waren die Reserve-treibstoffbehälter. Sicherlich war das Benzin in den Behältern durch die entsetzlichen Schläge und die Detonation explodiert, und der ‚Panther‘ war in Brand geraten, trotzdem die Panzerung nicht durchgeschlagen worden war. Ich tastete die Panzerung dieses ‚Panthers‘ ab und überzeugte mich, daß man an seiner Stirnseite tatsächlich mit einem Geschosß aus einem Panzer nichts ausrichtet, während man die Seiten auf nahe Entfernung durchlöchern kann. Ist jedoch die Entfernung groß, muß man trotzdem auf die Seiten gegen die Treibstoffbehälter schießen, und dann hat auch dieser ‚Panther‘ sein letztes Liedchen gesungen.

In der Nacht brachten wir uns in Ordnung, tankten, ergänzten die Munitionsausrüstung und erwarteten dann ruhig den Morgen und berieten, wie wir sachgemäßer die ‚Panther‘ bekämpfen könnten. Am Morgen gingen die Deutschen zu einem neuen Angriff vor. Voran fuhren 12 ‚Panther‘ und hinter ihnen folgten in dichten Haufen Maschinenpistolenschützen. Ein Teil unserer Panzer begann durch Feuer die deutsche Infanterie abzuschneiden, während ich und der Kompanieführer, Leutnant Tschernega, die wir schon in der Nacht einen geeigneten Einschnitt hinter einem niedrigen Hügel ausgesucht hatten, uns dort festsetzten und warteten, bis die deutschen Panzer noch etwas weiter vorgedrungen wären und ihre Seiten unserem Feuer darboten würden.

Aber bevor wir die erste Salve abgaben, hatten zwei ‚Panther‘ schon ihre Laufbahn beendet, da sie auf Sprengminen gefahren waren. Wie sich herausstellte, hatten unsere Pioniere dort gute Minen vorbereitet. Ich habe niemals gesehen, daß von einem Panzer plötzlich so wenig übrigblieb wie in dieser Minute von diesen zwei ‚Panthern‘. Sie flogen buchstäblich in Brocken auseinander. Das mußte wohl auf die übrigen deutschen Besatzungen Eindruck gemacht haben,

denn sie bremsten ihre Fahrt. Das brauchten wir gerade. Wir trafen sie in den Seiten und setzten noch zwei ‚Panther‘ in Brand. Dann wurden bei zwei weiteren die Raupen zerschossen und sie blieben liegen. Die übrigen fuhr zurück. Hinter ihnen her und sie überholend sprangen die Maschinenpistolenschützen. An diesem Tage haben die Deutschen an unserem Abschnitt weiter nichts mehr unternommen.

In der Nacht schickte man mich auf die linke Flanke, um einen Hinterhalt zu legen. Ich suchte ein günstiges Gebüsch aus und verbarg mich einstweilen darin. Ich saß in diesem Hinterhalt etwa sechs Stunden, und die Deutschen kamen immer noch nicht. Zusammen mit einem Leutnant, dem Führer einer Schützenkompanie, die in der Nähe lag, rauchte ich und vereinbarte mit ihm das gemeinsame Handeln für den Fall, daß die Deutschen direkt auf uns zukommen würden, und wartete dann ruhig, was geschehen würde. Ich hatte so ein Gefühl, daß, wenn ich auch nicht völlig darüber im Bilde wäre, wie diese ‚Panther‘ zu erlegen sind, ich doch schon langsam dahinterkomme.

Weit vorn stand ein außer Gefecht gesetzter mittlerer Panzer von uns. Und da, um halb drei, fahren zwei Kampfwagen auf ihn zu: ein altes deutsches Sturmgeschütz und ein mittlerer Tank ‚T.-IV‘. Das Sturmgeschütz blieb hinter der Anhöhe, sicherlich als Deckung, während der Panzer unmittelbar an den unseren heranfuhr. Seine Besatzung öffnete die obere Luke und ließ das Geschütz herab. Von weitem konnte man meinen, hier ständen zwei außer Gefecht gesetzte Panzer. Sicherlich war dieser Panzer hierhergefahren, um sich zu tarnen und unsere Bewegungen zu beobachten. Ohne Zeit zu verlieren, kehrte ich zu meinem Panzer zurück, wählte einen Platz, von dem aus man schießen konnte, und führte meinen Panzer gedeckt dorthin. Aber in diesem Augenblick erschien weiter rechts auf dem Hügel unerwartet ein ‚Panther‘ und nahm schnell das Feuer auf gegen unsere rechts von mir stehenden Panzer.

Man muß ehrlich sagen, daß in diesem ‚Panther‘ offenbar ein erfahrener Deutscher saß: gleich mit dem ersten Schuß setzte er einen unserer leichten Panzer in Brand und mit dem zweiten setzte er einen anderen außer Gefecht, auf dem mein Freund, Leutnant Sabitow, fuhr. Aber zu einem dritten Schuß ließ ich ihn nicht mehr kommen. Entschlossen, den ‚Panther‘ zu erlegen, gab ich in kurzer Zeit einige Schüsse ab, von denen die meisten, wie sich dann herausstellte, Treffer waren. Nach dem zweiten Treffer schwieg der ‚Panther‘, und nach dem vierten öffnete seine Besatzung die obere Luke, und von dort sprangen fünf Mann auf die Erde. Ich aber hatte beschlossen, die Sache zu Ende zu führen und setzte darum das Schießen fort, bis der ‚Panther‘ so brannte, wie es sich gehört. Dann fuhr wir unseren Panzer in Deckung, und zusammen mit dem Turmschützen kroch ich zurück auf den Hügel, um mir anzusehen, in welchem Zustand sich

der Deutsche befand. Alles war in Ordnung: er brannte, was das Zeug hielt. Nebenbei gesagt verbrannten in diesem „Panther“ zwei deutsche Mechaniker, die nicht hatten herausspringen können.

Und so ist es auch jetzt. Die Deutschen schießen auf Teufel-kom-m-raus, aber zum Sturm gegen uns gehen sie nicht vor. Ich habe schon vier „Panther“ vernichtet, aber ich glaube, wenn vor dem Kampf der Kopf so arbeitet wie es sich gehört, dann wird man nicht nur einen, sondern mehr in Brand schießen können. Man muß nur in Betracht ziehen, daß es keinen Sinn hat, sie von vorne anzugehen. Überflüssiges Draufgängertum ist hier nicht am Platz. Diese Sturmgeschütze haben es in sich. Während man sie von vorne angeht, kann man selber in Stücke gehen. Aber dafür sind sie schwerfällig, lieben es, wie ein Krebs rückwärts zu gehen, und wenn sie zu wenden beginnen, dauert das eine geschlagene halbe Stunde. Man muß gegen sie mit großer Schnelligkeit anfahren und ihnen auf nahe Entfernung eine Granate nach der anderen in die Seiten setzen, und bis sie sich gegen einen wenden, kann man fast um sie herumtanzen, Ehrenwort! Glauben Sie nicht, daß ich übertreibe, es ist so.“

Der „Pantherjäger“, wie Jerochin von seinen Kameraden genannt wird, lächelt noch einmal sein übermütiges, verschmitztes Lächeln des russischen Menschen, der, wie schlau auch immer der Deutsche sein mag, trotzdem schlauer ist als er. Und in dieser Minute schien mir, daß sein Vorfahre gerade jener Linkshänder aus Tula war, der einen Floh in Eisen schmiedete — ein listiger und kühner russischer Meister, mit dem, wie aus der Geschichte bekannt, nicht gut Kirschen essen war.

16. Juli 1943

BORIS GALIN

Im Kursker Bogen

Das Bataillon des Hauptmanns Wasnezow verteidigte den Abschnitt Höhe 129. Weit vorn und an den Flanken war das silbergraue, duftende Pfefferminzkraut bis zur Wurzel abrasiert, aber im Zentrum des Abschnitts lag ein Feld mit dicht wogendem hohem Roggen, das nun ein Minenfeld war. Das Bataillon hatte sich mit viel Geschick tief in die Erde eingegraben, aber über ihren Häuptern blühte ungestüm der Juli. Wasnezow hatte sich in seinem Abschnitt eingelebt, wie man sich in einem Haus einlebt. All die gewundenen Zugänge zur Höhe, die kleine Schlucht, in der eine Quelle floß, das mit Quecken überwucherte Feld, jedes Vogelnest und sogar jedes Hälmchen — alles war ihm vertraut.

Und plötzlich wurde die Stille vom Heulen der Motore und vom Krachen der Geschütze aller Kaliber durchbrochen. Die Deutschen gingen zum Angriff vor. Glybotschka, der Adjutant, zupfte den in einer

Ecke auf einem Haufen Heu schlummernden Wasnezow an der Schulter. Und da Glybotschka Gedichte liebte, sagte er:

„Es dämmert, und der Klang der Schlacht
Erwacht erneut nach dumpfer Nacht.“

„Ich höre“, sagte der Hauptmann trocken und ging mit seinem Melder Lymar zum Gefechtsstand.

Langsam wich die Dunkelheit und zaghaft erglühete am Horizont in einem schmalen Streifen die Morgenröte. Der Hauptmann und sein Melder erlebten auf verschiedene Weise dieses Feld, das vor ihrer Stellung lag. Für Wasnezow war es ein Schlachtfeld, das in Quadrate eingeteilt war, mit genauen Richtpunkten für das Schießen. Lymar dagegen sah einen Acker, sah Flur und Scholle. Dies war seine Hauptkampflinie, sein Feuerstreifen, aber das war zugleich der Rand seiner Heimaterde. Vor der Verteidigungsstellung lag die Ukraine, und sein Bauernherz krampfte sich zusammen, als er die deutschen Panzer sah, die sich langsam aus dem Nebel lösten.

Die deutschen Panzer und Sturmgeschütze rollten keilförmig vor und schossen während der Fahrt. Drei Panzer fuhren im Roggenfeld auf Minen und flogen in die Luft. Der eine bäumte sich hoch und erbehte mit seiner ganzen eisernen Masse. Als die Panzer in unseren Feuerbereich kamen, entwickelten sie sich und rollten in scharfem Tempo zum Durchbruch an. Wasnezow hatte den Eindruck, daß der Hauptschlag der Deutschen ihm und seiner Truppe galt. Der Gegner wälzte sich mit dreifacher Kräfteübermacht heran, bestrebt, sich mit Feuer und Eisen den Weg durch Wasnezows Stellung zu bahnen. „Bloß den ersten Angriff zurückschlagen“, schoß es Wasnezow blitzartig durch den Kopf.

Psychologisch entschied sich alles in diesen Minuten. Hätten die Nerven Wasnezows und seiner Kämpfer in dieser ersten Stunde des Kampfes versagt, dann wäre alles im Handumdrehen zu Ende gewesen, und das Bataillon wäre einer Flaumfeder gleich aus seiner Stellung hinweggefedt worden. Diese Stellung war wie ein kleiner Schild, der an einem Punkt des Kursker Bogens den in seiner Gewalt und Konzentriertheit furchtbaren Schlag des Feindes aufhalten sollte. Aufhalten, was auch kommen mag, aufhalten um jeden Preis, mit allen Mitteln. So hatte der Regimentskommandeur am Draht gesagt. Und es war sehr gut gewesen, daß der Oberstleutnant nicht drohte, nicht schrie und nicht an seine besten Gefühle appellierte, sondern ruhig und freundschaftlich fragte:

„Na, wie steht's dort bei dir in der Sommerfrische, dicke Luft?“
Und dann sagte er schlicht und kurz:

„Ich hab' auch nichts zu lachen, mein Junge. Die Stellung müßt ihr halten, das ist eure Pflicht. Mach's gut!“

Das war ein Kampf von höchster Anspannung und höchstem Tempo.

Angriff folgte auf Angriff. Mit Bombenüberfällen aus der Luft und Sturmangriffen auf der Erde versuchten die Deutschen unsere Verteidigungsstellung zu durchstoßen. Sie erlitten hohe Verluste an Leuten und Maschinen, fluteten zurück und gingen von neuem vor, um zu unserer zweiten Stellung durchzubrechen. Die beliebte Formel der Deutschen für den Angriff: durchbrechen, aufrollen, verjagen — zeitigte nicht die gewünschten Resultate. Es war schwer, den operativen Raum zu gewinnen, wenn die ersten Linien so unerschütterlich standen. Das Zusammenwirken der Waffengattungen, worüber in den ruhigen Tagen so viel gesprochen und in Befehlen geschrieben worden war, wurde in dieser Stunde der blutigen Prüfung glänzend und voll verwirklicht. Der Nachbar kam dem Nachbarn zu Hilfe, sowohl auf Befehl von oben wie auch aus eigener Initiative, nach jenem ungeschriebenen Gesetz der brüderlichen Kameradschaft und Kampfgemeinschaft, die auf dem Schlachtfeld geboren werden.

Wasnezow fühlte sich seinem Nachbarn tief verpflichtet, dessen Batterie von Sturmgeschützen meisterhaft die feindlichen Panzer zerstörte und dadurch die linke Flanke seines Abschnitts deckte. Wasnezow nahm sich die gegnerische Infanterie vor und mähte sie mit seinen Maschinengewehren nieder, aber die Panzer, die dann und wann durch die Kampfstellungen unserer Infanterie durchbrachen, wurden von der Batterie bekämpft. Er wußte nicht, wie der Batteriechef hieß, er kannte nur sein Rufsignal: „Riff“. Und als Aufklärer ihm meldeten, daß durchgebrochene Panzer im Begriff waren, gegen die Feuerstellungen des „Riff“ aus dem Rücken vorzugehen, schickte er Lymar, seinen Melder, los, um die Batterie vor der drohenden Gefahr zu warnen. Lymar ging ungern. Nicht, weil er eine Begegnung mit den deutschen Panzern gefürchtet hätte, aber er wollte seinen Hauptmann nicht allein lassen, diesen jungen Kommandeur mit dem weichen, mädchenhaften Gesicht, den er verehrte, den er aber noch mehr mit einer rauen, väterlichen Zärtlichkeit liebte. Er sagte:

„Ich bin schnell wieder zu Haus.“

Lymar kroch durch das von Pulverrauch geschwärzte Gras, sprang dann in einen Graben, aber im selben Augenblick begann ein deutscher Panzer auf ihn Jagd zu machen. Wasnezow sah, wie der Panzer über dem Graben kreiste. Jemand sagte:

„Lymar ist hin.“

Der Hauptmann wandte sich ab und führte seine Leute zum Gegenstoß vor, wodurch er den Stoß der feindlichen Infanterie auf sich zog und sie von der Batterie abschnitt. Sein Melder war diesmal nicht neben ihm, und der Hauptmann fühlte etwas wie Wehmut, als eine schwere Hand respektvoll und behutsam seine Schulter berührte. Er drehte sich rasch um. Es war Lymar, der seinen Auftrag ausgeführt hatte.

Erneut wurde Wasnezow von der Batterie unterstützt, und auch die

Tankisten, die im Hinterhalt lagen, taten das Ihre. Aber er war machtlos, einem unserer Panzer zu helfen, der tollkühn ein Gefecht mit acht deutschen Panzern aufgenommen hatte. Dieser staubbedeckte graue „T-34“ hatte drei deutsche Panzer außer Gefecht gesetzt. Er manövrierte, verschwand hinter einem Hügel und stürmte dann wieder zum Angriff vor. Den Deutschen gelang es, ihn zu umzingeln und in Brand zu schießen. Er stand mitten im Kreis, und die deutschen Panzerfahrer und MP-Schützen schauten zu, wie er brannte. Da fuhr der brennende Panzer mit einem Ruck an. Er lebte noch, und tödlich verwundet, rammte er den Gegner. Er zermalnte sie, zerstampfte sie, zersplitterte sie, dieses Hitlergesindel, das entsetzt vor dieser rasenden Feuersäule hin und her jagte, in deren reinen Flammen die Herzen dreier Helden verbrannten.

... Seit Wasnezows Ferngespräch mit dem Regimentskommandeur waren nur 36 Minuten verstrichen. Aber die Verbindung war abgerissen, und Wasnezow dünkte es, daß eine Ewigkeit vergangen sei. Er meinte schon, man habe ihn vergessen, aber er irrte sich, man dachte an ihn. Ein Melder kam kriechend heran, von Blut überströmt. Als der Hauptmann die Meldetasche aus den Händen des Mannes nahm, lächelte der schüchtern und wie schuldbewußt, als sei es ihm peinlich, daß er in solch einer Stunde, wo jeder einzelne gebraucht wird, schwer verwundet ist und sich nicht erheben kann.

Der Befehl lautete: die deutsche Infanterie von den Panzern abschneiden und sich halten. In der Meldetasche fanden sich auch Flugblätter mit einem Aufruf des Kriegsrats der Armee. Zusammen mit der Munition wanderten diese Flugblätter in die Schützengräben. Die Beobachter beobachteten das Kampffeld, die Kämpfer stopften Gurte und Trommeln, wechselten Öl und Kühlwasser, und indessen las einer laut vor:

„Spann' alle Kräfte an, Gardekämpfer. Kein Schritt zurück. Du bist stärker als der Deutsche. Du bist Russe, du bist Gardist. Bring' den Feind zum Stehen und siege. Vorwärts, ihr Adler, für die Heimat, für Stalin!“

Ja, unsere Leute sind reif für diese erbitterten Kämpfe. Nicht nur die Panzer, die Haubitzen und Flugzeuge messen sich im Kampf, sondern der Wille, der Geist, die Idee. Auch im vergangenen Jahr lag Wasnezow in dieser Gegend in Verteidigung. Zu jener Zeit war er Kompanieführer, und er entsinnt sich noch gut an den Juli 1942. Damals kämpfte er mit den allerletzten Kräften und spürte die ganze Zeit ein tragisches Gefühl der Verlassenheit. Von seinen Nachbarn war er gänzlich abgeschnitten. Ganz anders war es jetzt im Juli 1943. Ein neues Gefühl durchströmte seinen zerschlagenen Körper und seinen scharfen, wie ein Bogen gespannten Geist. Die Verbindung zum Nachbarn rechts war abgerissen, die feindlichen Panzer waren an den Flanken durchgebrochen, aber niemand verfiel in Panik, keiner schrie: „Wir

sind eingekesselt!“, sondern alle, die noch kämpfen konnten, schlugen sich verbissen, grimmig, zäh. Um es ehrlich zu sagen, es gab Momente, wo Wasnezow von seinen Kompanien abgeschnitten und außerstande war, ihnen zu helfen, und wo das Gefecht seinen eigenen Gang ging. Dann kämpften die Leute nach eigenem Ermessen und Vermögen und sie kämpften gut, ebensogut als hörten sie seine Stimme und Befehle.

Abschneiden und halten, abschneiden und halten! Aus dem Regimentsstab kam Hauptmann Tylitschko angekrochen, Wasnezows Freund von früheren Kämpfen her. Bomben und Granaten wühlten ringsum den Boden auf. Eine Bombe kreperte in unmittelbarer Nähe. Wasnezow wurde in die Höhe geworfen und spürte den heißen Atem der Sprengwelle in seinem Gesicht. Lymar buddelte ihn wieder frei und stellte mit frohem Erstaunen fest, daß er am Leben war. Wasnezow sagte zu Tylitschko:

„Wart' nur, wir kämpfen noch!“

Tylitschko war taub geworden und drehte den Kopf wie ein Vogel. Der erschrockene und erschütterte Wasnezow umarmte den Freund und brüllte ihm noch einmal ins Ohr:

„Wir beiden werden noch allerhand zusammen kämpfen, Pawel!“

„O ja“, sagte Tylitschko leise. „Gewiß.“

Wasnezow zog es in diesem Augenblick durch den Sinn, daß man später einmal die Operationen im Kursker Bogen studieren und dann davon sprechen würde, wie sie die Deutschen zermürbt hätten. Und es war angenehm, das Bewußtsein, daß er ein kleines Teilchen dieses Kursker Bogens verteidigt. Auf seiner Höhe, der mit Nußsträuchern bestandenen Höhe 129, fühlte er die ganze Gewaltigkeit dieser Riesenschlacht, in deren brennenden Schlund auf beiden Seiten ungeheure Massen an Menschen und Material geworfen waren. Unter dem Gesichtswinkel dieser Schlacht, die mit Divisionen, Armeekorps und Armeen rechnete, hatte sein Bataillon nur eine unbedeutende Teilaufgabe zu lösen. Aber der künftige Ausgang dieser Schlacht wurde in hohem Maße gleich in den ersten Stunden des 5. Juli durch die Haltung der Kompanien und Bataillone entschieden.

Das begriff man auf beiden Seiten gut: bei uns und beim Feind. Die Frage stand so: entweder sie überrennen uns beim ersten Vorstoß oder wir halten stand und zermürben sie. Der gegen den Kursker Bogen gerichtete Panzerkeil sollte nach den Plänen der Deutschen unsere Verteidigung in ihrer ganzen Tiefe durchschlagen.

Hauptmann Wasnezow wußte, daß die Geschichte ihm eine kleine Rolle zugeteilt hatte. In dieser großen Schlacht war sein Bataillon ein Pünktchen, ein Sandkörnchen im Bogen der Front. Aber sein Stolz als Offizier und Gardist fand Freude darin, daß die 500 Meter an der Höhe 129 den Deutschen teuer zu stehen kamen, die diese harte Nuß weder zu knacken noch zu schlucken vermochten.

Das Bataillon hat Verluste erlitten, aber auf diesem blutgetränkten Stück Erde erwuchs die Kraft, die immer neue Standhaftigkeit zeugt. Im Verhalten unserer Leute trat deutlich jener nationale Charakterzug zutage, den der junge Leo Tolstoi, damals Artillerieoffizier, vor Sebastopol festgestellt und „Schlichtheit und Zähigkeit des russischen Soldaten“ genannt hat. Und dieser Zug — Schlichtheit und Zähigkeit — riß den Hauptmann Wasnezow und seine Leute zum Gegenstoß vor, ließ die mit Granaten behängten Kämpfer sich unter rollende Panzer werfen, leitete die Kanoniere jener Batterie, die hinter dem Bataillon stand.

Und dieser Zug lag auch auf dem Gesicht Wasnezows, als gegen 2 Uhr nachmittags der kritische Punkt erreicht war und sich auf dem von Raupenketten zerdrückten Gras, in den halbverschütteten Gräben, unter den versengten Bäumen im hellen Leuchten des Julitages das Schicksal des Gefechts, das Schicksal der Stellung entschied. Er blickte auf seine nächsten Kampfgefährten. Die Gesichter aller sahen wie verkohlt aus; auf den Helmen, den Händen, den Schultern lag dicker Staub. Sie atmeten keuchend, wie nach einer übermäßig schweren Arbeit, die sie alles vergessen ließ — die Gefahr, das Leben und den Tod. Alles, was Wasnezow berührte, war sengend heiß — die Feldflasche, das Metall des Maschinengewehrs, der Helm, die heiße Erde. Schwarze Rauch- und Erdsäulen verhüllten die glühende Sonnenscheibe. Wasnezow hatte nie im Leben Sinn für das Laute und Pathetische gehabt. Seine Befehle gab er stets mit ruhiger Stimme, aber diesmal erforderte der Augenblick etwas Besonderes. Er erhob sich und rief den Leuten, die er zum neunten Gegenstoß vorschickte, zu:

„Die Köpfe höher, Gardisten!“

Und bei diesem neunten Gegenangriff wurde er verwundet. Er lag da, das Gesicht in die schwarze, trockene Erde gedrückt. „Trinken, trinken“, hörte er die Vögel zwitschern. Er drehte sich um und vernahm plötzlich die eigene Stimme:

„Trinken, trinken.“

Lymar hielt ihm die Feldflasche hin. Er preßte die rauen, aufgesprungenen Lippen an den Aluminiumhals der Flasche. Tylitschko schlug den Notizblock auf und Wasnezow diktierte ihm die Gefechtsmeldung — die Lage im Abschnitt, die Verluste, die vorhandene Munition. Er schwieg und setzte dann hinzu:

„Die moralische Verfassung der Truppe ist vorzüglich. Die Verteidigung im Abschnitt Höhe 129 steht unerschüttert.“

15. Juli 1943

Der Schöpfer des Sieges

Wir waren Augenzeugen der erfolgreichen Kämpfe der Roten Armee in einem Abschnitt der Front von Orel. Überraschend für die Deutschen gingen unsere Truppen zum Angriff über. In den ersten Stunden der Schlacht fühlten sich die Hitleroffiziere ziemlich sicher. Besonders beruhigte sie das Bewußtsein, daß die Deutschen in den mehr als anderthalb Jahren an diesem Abschnitt genügend Zeit gehabt hatten, ein festes, gut durchdachtes Verteidigungssystem auszubauen. In den vordersten Stellungen waren Elitetruppen eingesetzt.

Unsere Soldaten und Offiziere wußten, welch ungeheure Schwierigkeiten bei einem Angriff zu überwinden sind. Der erste Verteidigungsgürtel bestand aus fünf Reihen Schützengraben mit einem gut entwickelten System von Verbindungsgräben. Vor den ersten drei Reihen standen zwischen Stahlstangen gespannte Drahthindernisse — sie waren dauerhafter und ließen sich schneller bauen. Der zweite Gürtel bestand aus drei Grabenreihen, die durch Stützpunkte für den Widerstand in den Dörfern und Ortschaften verbunden waren. Dann folgte ein dritter Gürtel, während in der Tiefe, auf Höhenzügen, in tiefen Bodeneinschnitten und an kleinen Flößchen mit steil abfallenden Ufern sich immer neue und neue Verteidigungsstellungen hinzogen.

Zu all dem kamen noch die Minenfelder hinzu. Diese unsichtbaren, auf Schritt und Tritt lauernnden Sperren waren im ersten Verteidigungsgürtel besonders dicht angelegt. Die Minen waren hier sowohl vor wie hinter dem Drahtverhau vergraben. Alles war sehr schlau gemacht. Die Hauptmasse der Panzerminen war zwischen die erste und zweite Grabenreihe verlegt worden, damit unsere Infanterie sie nicht vorzeitig unschädlich machen konnte. Selbst auf den Brustwehren lagen Panzerminen. Die Deutschen wollten, daß die russische Erde russische Menschen morde. Sie hatten sich sogar die Mühe gemacht und Minenfelder 4—5 Kilometer tief in ihrer Verteidigung angelegt.

Auch in der Taktik der Verteidigung hatten sie etwas Neues ausgetüftelt — die Erinnerung an Stalingrad hatte sie gewitzigt. Im Angriff sind sie übrigens heute weit weniger erfinderisch als in der Verteidigung. Eine transportable Panzerverteidigung — so kann man das Neue nennen, was die Deutschen für den Frontabschnitt Orel vorgesehen hatten. Auf den rückwärtigen Hängen der Höhenzüge und hinter den Gräben hatten sie gedeckt ihre Panzer und riesige, starke Panzer-Sturmgeschütze, die sogenannten „Ferdinand“, in Stellung gebracht. Sobald unsere angreifenden Truppen sich zeigten, blieb die deutsche Infanterie in ihren Gräben, während hinter ihrem Rücken hervor, von den rückwärtigen Hängen der Höhenzüge, die Panzer und „Ferdinand“ vorrollten und mit äußerst gesteigertem Schnellfeuer die

russischen Panzer und die angreifenden russischen Soldaten überschütteten. Und sofort verschwanden sie wieder hinter den Höhenkämmen — diese ungreifbaren, blitzschnell auftauchenden und wieder verschwindenden Panzerungeheuer.

Zur deutschen Panzerverteidigung gehörte auch noch eine andere Neuschöpfung der Hitlerschen Rüstungsindustrie. Sie rollt ebenfalls auf Rädern, kann aber rasch eingegraben werden. Wie eine stählerne Schildkröte sieht dieses neue Ding der Deutschen aus. Wir haben es gerade neben uns, und deshalb wollen wir nicht eilen und verschieben den näheren Bericht für eine kleine Weile.

In den ersten Stunden der Schlacht stärkte also die Hitlergenerale der Gedanke, daß die deutsche Verteidigung des Jahres 1943 nicht zu brechen sei. Des weiteren aber kam ein Fehlschlag nach dem anderen. Weder die vielreihigen Grabenlinien noch die Drahthindernisse auf Stahlstäben, nicht die raffiniert angelegten Minensperren oder die neue deutsche Verteidigungstaktik mit den vorbrechenden und wieder verschwindenden Panzerungeheuern, auch nicht die stählernen Schildkröten vermochten die angreifenden Russen aufzuhalten.

Während die Deutschen ihre Verteidigung bauten, haben unsere Leute sie studiert. Suworow machte das Unmögliche möglich: er nahm Ismail. Aber vorher hatten seine Soldaten an einer Nachahmung der Ismailer Befestigungen den Sturm geübt. Im Jahre 1943 haben die russischen Generale erreicht, daß jeder Kompanieführer genau wußte, welchen Graben er zu nehmen hat, wie dieser Graben ausgebaut ist und in welcher Gefechtsordnung er dementsprechend den Sturm ansetzen muß. Vielleicht hat manch junger, unerfahrener Leutnant in sich hineingemurt, wenn er gezwungen wurde, den Angriff an Modellen durchzuarbeiten, die die deutschen Verteidigungsanlagen mit allen Einzelheiten nachbildeten. Das war langweilig. Aber als es dann zum Kampf kam, gedachten die Leutnants mit Dankbarkeit ihrer Generale. Und auch die Rotarmisten fanden im feindlichen Feuer manch gutes Wort für ihre anspruchsvollen Leutnants. Die russische Armee ging in ihren Angriff gerüstet mit all den Kenntnissen, die sie in beharrlicher Ausbildung erworben hat. Sie zerschlug die deutsche Verteidigung durch ihren Mut und ihren Verstand. Das Verhalten in all den Zufällen des Gefechts war bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet und fast zum Reflex geworden. Die Infanteristen warfen sich nicht hin, wenn sie auf starkes Sperrfeuer stießen, sondern stürmten vorwärts, um aus dem Feuerbereich herauszukommen. Auch wenn die Panzer aus irgendeinem Grunde zurückblieben, verloren die Infanteristen nicht den Kopf, sondern strebten vorwärts, denn sie wußten, daß die deutschen Geschütze eine Minute später die zurückbleibenden Panzer unter Feuer nehmen werden. So vermied die Infanterie auch im schlimmsten Feuer überflüssige Verluste. Auf alle Schwierigkeiten des Gefechts hatte sie nur eine Antwort — vorwärts. Betäubt und an die Erde gedrückt durch

den Orkan der Artilleriesvorbereitung kamen die Deutschen kaum hoch, als unsere Infanterie auch schon in ihre Gräben einbrach. Sofort kamen Raupenschlepper mit Geschützen angejagt, direkt auf die Deutschen zu, und nahmen sie auf kürzeste Entfernung unter Feuer. Die deutsche Verteidigung geriet ins Wanken und brach zusammen, und ein jugendlicher, stürmisch-energischer russischer General sagte begeistert:

„Was das für Leute sind! Artilleriefeuer — sie gehen vor. Keine Durchgänge — sie gehen vor. Panzer voraus — sie gehen vor. Panzer zurück — sie gehen dennoch vor und immer vor. Herrliche Leute sind das, unsere Infanteristen!“

Artillerie und Infanterie — das sind die Schöpfer des Sieges in dieser Schlacht. Die Kämpfer des Oberstleutnants Welitschko griffen eine stark befestigte Höhe an und wurden durch heftiges Feuer aufgehalten. Welitschko meldete durch Fernspruch: „Vordringen schwierig, starkes Feuer von der Höhe, bitte, es durch Artillerie zum Schweigen zu bringen.“ Und sofort antworteten die unermüdlichen russischen Geschütze mit neuen Salven und rasierten den Kamm des Höhenzugs fast gänzlich ab. Um 14.00 Uhr konnte Welitschko melden: „Die Höhe eingenommen, dringe weiter vor.“

Ich habe diese Anhöhe nachher gesehen. Hier befand sich einer der besten Beobachtungspunkte des Hitlergenerals. Hier standen auch, eingegraben in die Erde, die neuen stählernen Ungeheuer der deutschen Rüstungsindustrie. Anfangs glaubte man, es wären Panzer, aber das war etwas anderes. Die Angriffswalze ist schon weitergerollt, und wir haben nun Zeit, uns die stählerne Schildkröte näher anzusehen. Die gefangenen Deutschen nennen sie: transportables gepanzertes Feuernest. Es ist eine auf Rädern montierte Stahlkuppel, die von einem Raupenschlepper gezogen wird. An der gewünschten Stelle werden die Räder abgenommen und die Stahlkuppel wird in einen vorher ausgehobenen Schacht versenkt. An der Oberfläche bleibt nur ein ovaler, konusartig vorspringender Panzerturm. Vorn ist eine schmale Schießscharte für das Maschinengewehr angebracht. Oben ragt ein Scherenfernrohr heraus. Man gelangt in den Turm durch eine hermetisch schließende Panzertür. Treten wir ein. Unmittelbar vor uns sehen wir den Drehkranz des Maschinengewehrs, eine kleine Funkanlage und ein Rohr zum Absaugen der Pulvergase. An den Seiten stehen zwei eiserne Bänke und neben jeder sind Pedale angebracht, die an Fahrradpedale erinnern. Tritt man diese Pedale, wird das Gas abgesaugt. Ein Ventilator also! Weiter finden wir ein Reservescherenfernrohr, einen Kasten für Patronenhülsen und ein eisernes Regal. Die gepanzerte Schildkröte kann sowohl als Feuernest wie auch als Beobachtungsstand im Feuerbereich dienen.

Die Kämpfer des Generals Kolpatschok haben nicht wenig solcher Schildkröten erbeutet. Im Sturm des russischen Angriffs haben auch

diese bösartigen Neuheiten der deutschen Verteidigung nicht standgehalten und sind schmählich zusammengebrochen.

Zu Dutzenden und Hunderten geben sich die Deutschen gefangen. Man führt sie nun durch diese Gegend, die sie fast zwei Jahre lang als ihnen gehörig betrachtet haben. Aber jetzt flößt sie ihnen Angst ein; diese Erde war, ist und bleibt russisch. Es fehlt an Zeit, um alle Gefangenen zu verhören. Der lebhafte und bewegliche Kommandeur sagt zu einem der Späher:

„Was brauch' ich denn diesen Oberleutnant, der zwei Tage im Roggen gegessen hat? Für die Geschichte etwa? Seine ganzen Aussagen sind ja schon im Roggen veraltet. Aber den Unteroffizier dort vom ‚Ferdinand‘, den bringen Sie her!“

Der Kampf ist noch nicht zu Ende. Die Artilleriesalven dröhnen. Die russische Julioffensive geht weiter.

29. Juli 1943

LEONID PERWOMAIKI

Die lodernde Seele

Eine gewaltige Kraft wohnt unserem Volke inne, und sie erwacht jedesmal, wenn dem Bestand unseres Volkes Gefahr droht. Man könnte diese Kraft, die in den Herzen der Millionen schlummert, Heldentum nennen, obgleich sie mehr als Heldentum ist. Man kann sie Liebe nennen, Liebe zur Urquelle aller menschlichen Freuden, zur Heimerde, aber sie ist nicht nur Liebe. All das Beste, was in der Menschenseele in Jahrhunderten von Arbeit und Kampf des Volkes herangewachsen und herangereift ist, verschmolz zu einer Kraft, deren Namen — Größe des Volksgeistes ist. Aber es gibt Menschen, in denen der Heldegeist des Volkes seinen konzentriertesten Ausdruck findet. In den Tagen der Prüfung treten diese Menschen aus dem Dunkel hervor und vollbringen Taten, die den Ruhm der Heimat mehren.

Ich will von solch einem Menschen — Gärtner seiner Berufung nach — sprechen, der im schweren Jahr des Krieges Panzerführer wurde. Hauptmann Sergej Illarionowitsch Welitschko kehrte am 4. Juli gegen Mittag in seine Brigade zurück. Er hatte rund ein Jahr in einem Lazarett im Hinterland zugebracht, in das er in fast aussichtslosem Zustand eingeliefert worden war. Es sah damals aus, als ob er im besten Falle ein Invalide bleiben würde. In die Brigade kehrte jedoch ein völlig gesunder und sogar etwas füllig gewordener Mann zurück. Welitschko wurde zum Kommandeur eines Bataillons schwerer Panzer ernannt und übernahm unverzüglich sein Bataillon.

Der erste Tag war damit ausgefüllt, sich mit den Menschen und Maschinen vertraut zu machen. Am Abend aber versammelten sich

im Unterstand des Hauptmanns die alten Freunde. Der Stabschef der Brigade, ein älterer Major mit Namen Iwanow, brachte ein lange gehütetes Fläschchen Rum. Kompanieführer Oberleutnant Grischajew, ein weißhaariger Jüngling, hatte seine Gitarre mitgebracht, und Hauptmann Petrunin, ein tollkühner Späher, der mit seinem Schnurrbärtchen fast wie der sagenhafte Bürgerkriegsheld Nikolai Schors aussah, legte ein Bündel grüner Zwiebeln auf den Tisch. Und als sie aus dem gemeinsamen Blechbecher den ersten Rundtrank getan hatten, schüttelte Grischajew seine graue Mähne, griff in die Saiten, und sie sangen das Lieblingslied der Brigade, jenes Lied, das Hauptmann Welitschko damals am Don in seinem von den Deutschen umzingelten Panzer gesungen hatte:

„Es rauscht im Schilf, es bläst der Sturm
In dunkler Mitternacht.
Doch zwei, die liebten sich so sehr
Und haben dessen nicht gedacht...“

Viel wurde an jenem Abend im Unterstand erzählt, viele alte Erinnerungen rief diese Begegnung wieder wach. Und als der letzte Tropfen getrunken war, sagte der alte Stabschef nachdenklich, als lausche er den eigenen Worten:

„In diesem Jahr haben wir unseren Soldaten, unseren Gästen und den verschiedenen Zeitungsleuten so viel von dir erzählt, Sergej Illarionowitsch, daß du in gewissem Sinne eine sagenhafte Gestalt geworden bist. . .“

Über das Gesicht des Hauptmanns flog ein Schatten und er sagte unwillig:

„Wozu das, ich bin nicht einmal richtig zum Kämpfen gekommen. . . Ich war kein Held. Hättest du in meiner Haut gesteckt, man würde von dir jetzt dasselbe sagen.“

Die Gäste brachen auf. Hauptmann Welitschko konnte am neuen Ort keinen Schlaf finden. Er trat mehrmals ins Freie, und als er endlich eingeschlafen war, wachte er, wie ihm schien, sofort wieder auf. Der Unterstand wackelte, von der Deckenverschalung fiel trockene Baumrinde auf das Bett und das Gesicht des Hauptmanns. Er fuhr in die Stiefel, hing den Mantel über die Schulter und ging hinaus.

Im Südwesten leuchtete der Nachthimmel im Widerschein von Mündungsfeuern, die so schnell hintereinander aufblitzten, daß sie zu einem einzigen unaufhörlichen und grausigen Flackern verschmolzen. Die Erde zitterte mit dumpfem Stöhnen, als wäre sie ein großes Lebewesen, das unter den auf sie niederhagelnden Schlägen Qualen leidet.

. . . Die Panzer fuhren in langer Kolonne eine Straße entlang. Der Hauptmann stand in der offenen Turmluke und beobachtete die Straße, die Bewegung der Panzer, den Himmel. . .



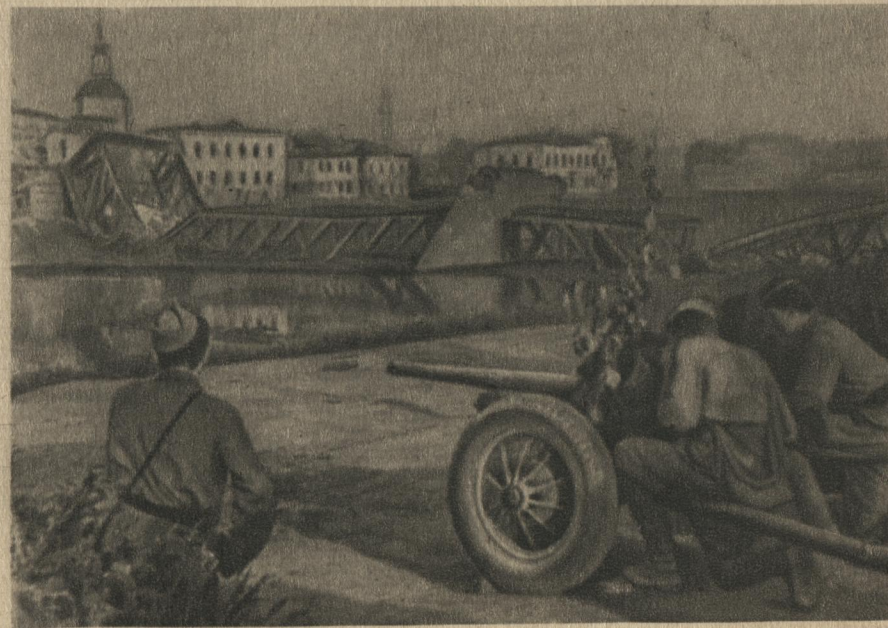
Sowjetische Infanteristen dringen in einen deutschen Graben ein



Eine Gruppe von Fliegern, die sich in der Julischlacht 1943 ausgezeichnet haben.



Granatwerferschützen nehmen eine Ansammlung gegnerischer Infanterie unter Feuer



Artilleristen nehmen die aus Orel zurückweichenden Deutschen unter Feuer



Der erste Sowjetpanzer in Orel

Am rechten Dnjeprufer lag das Städtchen Mlijew, das bei den Gartenbauern der ganzen Welt berühmt gewesen war. Welitschko dachte an dieses Städtchen als an etwas Vergangenes, denn er hatte mit eigenen Augen seine Zerstörung und seinen Untergang gesehen. Vor dem Krieg hatte Welitschko in den Gärten der Mlijewer Versuchsstation gearbeitet. Der goldene ukrainische Herbst brachte Früchte ein, die in gleichem Maß das Werk der Natur wie die Schöpfung des jungen Pflanzenzüchters waren. Welitschko hatte eine Frau, sie hieß Lisa, und einen sechsjährigen Buben, Serjoscha. Wenn er an diese beiden Menschen denkt, wird sein Gesicht hart und die Augen dunkel wie die tosenden Wasser des Dnjepr im Herbst.

Das Schicksal hatte es gewollt, daß Sergej Welitschko, der Gartenbauer, im ersten Kriegssommer bei den Ruinen des brennenden Mlijew, inmitten seiner erntestrotzenden Gärten gegen die deutschen Panzer kämpfen mußte. Und daran dachte er jetzt.

Der Schein der nächtlichen Feuersbrunst beleuchtete die unter den Bäumen stehenden Maschinen. Sergej Welitschko saß auf der Panzerung seines Kampfwagens. Die Lage gestattete ihm nicht, seinen Posten zu verlassen, obgleich sein Haus nur 2—3 Kilometer entfernt lag.

Im Morgengrauen erneuten die deutschen Panzer ihren Angriff. Unsere Leute empfangen sie mit Feuer. Der Donner des Gefechtes riß den gestrigen Gartenbauer aus seiner tödlichen Schwermut. Er hatte sich rechtzeitig zusammengenommen, denn gleich darauf klemmte ein Treffer den Turm seines Panzers fest, die Kanone war außer Gefecht gesetzt. Welitschko befahl dem Fahrer, den Motor anzuwerfen. Er wußte noch nicht, daß er im Begriff stand, den feindlichen Panzer zu rammen; in ihm wirkten komplizierte menschliche Gefühle, von denen er eines lauter als die anderen vernahm. Eine Sekunde lang schien es ihm, daß die blankpolierten Raupenkette des deutschen Panzers nicht ein junges, kaum entfaltetes Bäumchen zermalmt, sondern daß es der zerbrechliche Leib seines kleinen Serjoscha war, der da in der plötzlich eingetretenen großen Stille hilflos zersplitterte.

„Gas!“ rief er dem Fahrer zu. „Gib Vollgas, Sergeant!“

Und von jenem Augenblick an, da Hauptmann Sergej Welitschko mit der Masse seines Kampfwagens einen deutschen Panzer samt der Mannschaft niedergefahren hatte, war er ein richtiger Soldat geworden. Er war lustig, sang gern und sprach niemals von seiner Familie.

Als sie sich in eine neue Stellung zurückzogen, hielt er den Panzer vor seinem halbzerstörten Haus an. Die Fenster waren ausgeschlagen, die Zimmerdecke eingestürzt, ein Stück noch glühendes Dachblech lag auf Serjoschas Bett. Er nahm Serjoschas und Lisas Photographie von der Wand, trug sie in seinen Panzer und befestigte sie vor seinem Sitz.

Was gibt es da weiter zu reden? Er lebte jetzt nur noch für den

Krieg, er fühlte sich ruhig und sicher, keine Träne trübte seine Augen mehr, auch keine Träne des Hasses.

Er galt bereits als der beste Kompanieführer in der Brigade, als die Deutschen im Sommer des unvergeßlichen Jahres 1942 in einem harten Gefecht am Don seinen Panzer anschossen. Die Nacht brach unvermittelt herein und hüllte die Hügel in weichen Dunst. Welitschko hoffte, unter dem Schutz der Dunkelheit die Raupenkette reparieren zu können und dann zu den Seinen zu stoßen. Der Panzer stand auf einer kleinen Anhöhe, wo ihn das Geschloß getroffen hatte. Die Deutschen krochen an die Anhöhe heran und überschütteten die Mannschaft mit einem Hagel von glühendem Blei und Handgranaten. Welitschko und seine Leute saßen im geschlossenen Panzer. Gegen Morgen waren alle Patronen verschossen. Die Deutschen schlugen mit ihren Gewehrkolben gegen die Panzerung und schrien:

„Russ', ergib' dich!“

Und Sergej Welitschko funkte: „An Alle! An Alle! Panzer umzingelt. Keine Munition mehr. Wir sterben, aber ergeben uns nicht!“ Dann nannte er die Namen seiner Panzerschützen und stimmte sein Lieblingslied an.

Die Deutschen stießen eine Handgranate durch das Rohr der Kanone; sie explodierte im Bodenstück des Geschützes. Als dann unsere Truppen im Lauf des Vormittags die Hügelkette zurückeroberten, holten sie die toten Kämpfer und den wie durch ein Wunder am Leben gebliebenen Sergej Welitschko aus dem Panzer. Im Lazarett wurde er dann, wie man so sagt, neu zusammengeflickt.

Fast ein Jahr mühten sich die Ärzte mit ihm ab. Aber als er aus dem Lazarett kam, war er kerngesund, und nur die Narben von seinen zahllosen Wunden und die Spuren von sechzehn aufeinanderfolgenden Operationen erzählten, was dieser riesenstarke Mensch durchgemacht hat.

... Der Weg war zu Ende. Die Panzer machten an einem kleinen Wäldchen halt. Die Erinnerungen zerstoben und legten sich wieder auf den Grund der Seele, so wie der Staub sich setzt, den die Panzer auf den Wegen aufwühlen. Wieder zog das Leben den Hauptmann Welitschko, der die Verantwortung für viele Menschen und Maschinen trug, ganz in seinen Bann.

Der Atem der Schlacht war schon in unmittelbarer Nähe zu spüren. Am Horizont stiegen schwarze Erdfontänen hoch, vermischt mit dichtem Rauch in verschiedensten Farbtönen von dunkelviolett bis zu silbergrau und sogar rosarot und hellblau. Ununterbrochen donnerte die Artillerie. An der einen Seite des Horizonts gingen unsere Flieger im Sturzflug gegen die angreifenden deutschen Panzer vor, an der anderen versuchten deutsche Kampfflieger, unsere Hauptkampflinie mürbe zu bomben, und hoch am Himmel kämpften unsere Jagdflieger gegen „Messerschmitts“.

Auf dem Weg, der am Gehölz vorbeiführte, zogen Leichtverwun-

dete dahin, dieses genaueste Barometer eines jeden Gefechts. Sie wehrten Fragen über ihre Verwundung ab, erzählten aber bereitwillig, was sich vorn an der Hauptkampflinie zutrug. Sie glichen in nichts jenen aufgeregten Leichtverwundeten vom Sommer einundvierzig und zweiundvierzig. Sie fürchteten sich nicht vor den Panzern und sprachen in verächtlichem Ton von Einkesselung — sie hatten im letzten Winter selbst die Deutschen eingekesselt. Den neuen deutschen Panzer, den „Tiger“, nannten sie „Lampe auf Rädern“, weil er nicht schlechter brannte als die anderen deutschen Panzer.

„Sie können es mir glauben, Genosse Hauptmann“, erzählte lachend ein älterer bärtiger Gardist, der oberhalb des rechten Ellbogens verwundet war, „wie verwünscht brennen die Dinger. . . Von 'ner Panzergranate geraten sie in Brand, und von 'ner gewöhnlichen Granate brennen sie, und von 'ner Flasche Brenngemisch brennen sie auch. Sie brennen, daß es eine Freude ist.“

Den ganzen Tag und einen Teil der folgenden Nacht stand das Bataillon in dem Gehölz. Der Gefechtsbefehl traf nach Mitternacht ein. Er lautete, einen Gegenstoß gegen die Deutschen zu führen und sie aus einem kleinen Dörfchen herauszuhauen, das zerstreut an einem Abhang ein paar Kilometer von der Chaussee entfernt lag.

Welitschko hatte ebenso wie alle andern Kommandeure und Soldaten, die in einem großen Halbkreis um das Dörfchen standen, die Aufgabe, die Deutschen aus diesem Dorf hinauszuschlagen, sie nicht zur Chaussee zu lassen und sie möglichst weit von den Zielen zurückzuwerfen, die sie sich gesteckt hatten.

Der kluge Wille, der hier so viele Menschen und verschiedenartige Waffen zusammengefaßt hatte, tat dies nicht um irgendeines Dörfchens willen, das ebenso leicht zu zerstören wie wieder aufzubauen war, nicht um eines sechs Meter breiten mit Schotter bedeckten und Chaussee genannten Erdstreifens willen — sondern er tat es für andere und höhere Ziele, die Hauptmann Welitschko ebensogut bekannt waren wie den vielen tausend anderen Kommandeuren und Soldaten.

Ihr großer Vorzug war, daß sie begriffen, daß hier, in dieser Morgenstunde, vor diesem kleinen Dorf, Kräfte konzentriert waren und eingesetzt wurden, von denen Entscheidendes abhing.

Kaum war die orkanartige Artilleriesvorbereitung verklungen, als die Panzer Hauptmann Welitschkos durch die Gefechtsordnungen unserer Infanterie zum Sturm der deutschen Stellungen vorbrachen. Die Infanterie verließ die Gräben und folgte den Panzern unter dem fürchterlichen deutschen Artillerie- und Granatwerferfeuer, unter einem Hagel von Kugeln, unter den harten Schlägen vom Boden und aus der Luft. Alles vermengte sich zu einem Chaos aus Qualm, spritzender Erde, schneidend-grellem Feuer, wimmerndem Eisen und rasendem Wind, der ebenfalls westwärts brauste, als wollte er das Vorwärtstreben der Panzer und Truppen überflügeln.

Und mußte unsere Infanterie unter dem Feuer der deutschen Geschütze auch Deckung nehmen, und stürmten deutsche „Tiger“ auch unseren Panzern entgegen, so schritt dennoch der Sieg an jenem Morgen in unseren Reihen, und seine Flammenmähe wehte im heißen Wind der Schlacht. . . Und als Hauptmann Welitschko den Kopf aus der Luke seines Panzers steckte, spürte er den Feueratem des Sieges.

In diesem Augenblick traf ein Geschloß die Raupenkette seines Panzers, er wurde in voller Fahrt herumgerissen und blieb stehen, die Seitenwand den Deutschen zugekehrt, als auch schon ein zweites Geschloß den Treibstoffbehälter traf. Die Flamme zuckte wie ein Kugelblitz auf. Die brennenden Tankisten sprangen einer nach dem anderen aus dem Panzer. Welitschko warf sich zu Boden, denn er wußte, daß die Granaten im Innern des Panzers gleich explodieren müssen, und wirklich hörte er sofort ein furchtbares Krachen und Dröhnen über sich. Als er sich vom Boden erhob, sah er, daß die den Panzern folgende Infanterie festlag, da nicht nur sein Panzer, sondern auch mehrere andere außer Gefecht gesetzt waren. . . Der Sieg entglitt. Bis zum Dörfchen waren es höchstens dreihundert Meter. Ein letzter Sprung, und der Ausgang des Kampfes wäre entschieden.

. . . Und da sahen die hinter den Panzern liegenden Infanteristen plötzlich, wie sich ein brennender Mann vom Boden erhob, ihnen das Gesicht zukehrte und mit hoherhobener Maschinenpistole etwas schrie. Sie konnten zuerst nicht verstehen, was der brennende Mann rief, aber dafür sahen sie, wie er sich jetzt zu den Deutschen wandte und, von oben bis unten in Flammen gehüllt, sich vorwärts bewegte.

Der Kampf schien in diesem Augenblick, der zum entscheidenden Augenblick des Tages werden sollte, gleichsam zu ersterben. Hunderte von Augenpaaren, die an dem brennenden Tankisten hingen, schienen sich an seinen Flammen zu entzünden, die Leute lösten sich mit Leichtigkeit vom Boden, die Panzermannschaften sprangen von Begeisterung und Kampfwut gepackt aus den angeschossenen Kampfwagen und stürzten unter eisernen Güssen vorwärts und immer vorwärts, als eile die lodernde Seele des Sturmes ihnen voran und führe sie über dieses von der ehernen Pflugschar des Krieges zerwühlte Feld.

* * *

Das Dörfchen wurde genommen, weil jeder Mann seine Aufgabe erfüllte, die Hauptmann Welitschko und jeder, der an diesem Gefecht teilnahm, richtig aufgefaßt hatte. Hauptmann Sergej Illarionowitsch Welitschko ist am Leben. Die hinzueilenden Infanteristen konnten die Flammen rasch löschen. Er befindet sich gegenwärtig im Lazarett und wird bald zu seiner Truppe zurückkehren.

Die Königin des Schlachtfeldes

Oft denk ich an die Infanterie
Und an meine Kompanie,
Hab' auch deiner nicht vergessen...
(Aus einem Soldatenlied)

Der neunzehnjährige Christoph Leander aus Kirchen an der Sieg träumte von der Karriere seines Vaters, der Reisender für eine Limonadenfabrik war. Aber zum Leidwesen des Vaters wie des Sohns mußte Christoph unter die Soldaten. Er wurde in die Infanterie gesteckt und kam nach Marseille, wo die Rekruten ausgebildet wurden. Ende Juni landete Christoph mit seinem Regiment vor Orel. Und dann... Übrigens lassen wir Christoph über sein weiteres Schicksal lieber selbst berichten, er tut es ziemlich wahrheitsgetreu.

„Am ersten Juli wurde unser Kompanieführer, Oberleutnant Hartmann, in den Stab berufen, wo er einen Lehrgang zur Hebung des Kampfgeistes unter den Soldaten durchmachen sollte. Bei seiner Rückkehr war er ziemlich niedergeschlagen, und am 4. Juli bekamen wir dann den Angriffsbefehl. Wir Neulinge hatten keinen Begriff von einer richtigen Offensive und meinten, der Gegner müßte dabei unbedingt draufgehn. Nach dem Verlesen des Befehls sagte der Feldwebel zu mir: ‚Heute nacht erfolgt eine Artilleriesvorbereitung vom Eismeer bis zum Kuban.‘ Als wir aber auf die russischen Gräben zu stürmten, wurden wir so furchtbar empfangen, daß mir bei der Erinnerung noch das Grauen kommt...“

Das Kampffeld, an das der Gefangene Leander mit Grauen zurückdenkt, war ein eigenartiges Gelände. Eine Anhöhe, deren Abhang terrassenförmig abfiel (man nannte diese Stufen hierorts „Treppentufen“). Und als der Obersergeant Grigorij Nemtschenko, der früher Lastträger im Odessaer Hafen war, von der Spitze des Hügels ins Land hinausblickte, dachte er unwillkürlich an die große Hafentreppe seiner Heimatstadt.

„Ist keiner von euch in Odessa gewesen?“ fragte er. „Schade! Bloß führt dort die Treppe zum Meer und hier führt sie zu den Deutschen.“

Und während er noch aus dem Schützengraben schaute, begann er mit seiner etwas belegten Baritonstimme träumerisch zu singen:

„Oh, Odessa, du Perle des Meeres,
Oh, Odessa, viel sahest du Schweres.“

„Sind sie still?“ fragte der MG-Schütze Kerimow, der gerade einem Kameraden die verwundete Schulter verband.

„Sie fangen langsam an“, antwortete Nemtschenko. Er zog sich in den Graben zurück und sagte zu dem Kämpfer Sacharow:

„Leg' dich mit dem MG auf die dritte Stufe und nimm reichlich Gurte mit.“

„Aber dort liegen doch die toten Deutschen“, sagte Sacharow.

„Na, sehr gut. Eine bessere Tarnung gibt es nicht.“

Auf der dritten „Treppenstufe“ kämpfte vor einer halben Stunde noch der Schütze Anatol Schitow. Ein Granatsplitter hatte ihn getötet. Jetzt lag er im Gras und hatte die Arme im Todeskrampf um den Lauf seines Maschinengewehrs geschlungen. Zwei Deutsche lagen reglos auf der zweiten Stufe. Sie hatten die Hände ausgestreckt, um das Maschinengewehr zu packen, aber in diesem Augenblick hatte die Kugel sie ereilt. Nemtschenko behauptete, die beiden hätten „angeborenes Glück“ gehabt, denn sie wären wenigstens bis dicht an die dritte Stufe herangekommen. Alle übrigen Deutschen waren schon am Fuß des Hügels in den Sand gestreckt worden. Ihre Zahl ließ sich übrigens nicht so leicht feststellen; viele lagen im hohen Gras versteckt, das in diesem Jahr im Oreler Land so üppig emporgeschossen war.

Der Gegner gedachte, einen neuen Sturm auf die Höhe zu unternehmen. Er eröffnete Geschützfeuer und beschoß bald die Mitte, bald die Spitze des Hügels. Die Granaten zischten wie Grieben in der Pfanne, sie krepitierten krachend und die Splitter raschelten durchs Gras, ehe sie sich in den Boden einfraßen. Als ein Erdsturz die Gräben verschüttete, rief Nemtschenko:

„Seid ihr heil?“

Er hatte das Kommando an Stelle des Oberleutnants übernommen, der am Vormittag den Heldentod gefunden hatte. Er gab Befehl, die Verwundeten zu verbinden — es waren ihrer sieben —, drehte nervös an der Kurbel des Fernsprechers und rief in die Muschel:

„Axiom, hallo! Hören Sie mich? Ja, ja, Odessa. Es geht schon los. Feuer aus sieben Geschützen. Wieviel Infanterie? An die zwei Bataillone kriechen heran. . . Zu Befehl, unsere ist besser!“

Er legte den Hörer auf und sagte:

„Der Major sagt, unsere Infanterie sei besser als die ihre. Also zeigen wir es ihnen, Kameraden, und lassen wir sie nicht an die ‚Treppenstufen‘ ran.“

Nemtschenko und seine Jungens, deren Zahl allerdings fortwährend abnahm, befanden sich in jenem Gemütszustand höchster Erregung, wo im Menschen vor dem Gefecht die verschiedensten Gefühle aufsteigen — Wagemut, Zweifel und vielleicht auch Furcht vor dem plötzlich nahegerückten Tod. Bloß verstanden diese jungen Burschen, auf deren Feldblusen der salzige Schweiß Linien und Kreise gemalt hatte, sich zu beherrschen und ihre Gefühle zu unterdrücken, niederzukämpfen, alle, bis auf eines — sterben, aber vor dem Feind nicht in die Knie sinken.

Der unverwüstliche Odessaer Nemtschenko drückte dieses Gefühl auf seine eigene Weise aus:

„Denen heizen wir es heute aber ordentlich ein — die Nase werden wir ihnen putzen.“

Der MG-Schütze Sacharow sagte kein Wort. Nur seine wie Backpflaumen schwarzen Augen blitzten auf. Er arbeitete sich kriechend zur dritten Stufe vor. Wie eine Lawine wälzten sich die Deutschen gegen den Hügel. Sie waren schon so nah, daß Nemtschenko nicht mehr an sich halten konnte und schrie:

„So schieß doch schon, zum Teufel!“

Sacharow zögerte nicht umsonst. Er wollte einfach das Ziel „ordentlich fett werden“ lassen. Erst als die Deutschen auf vierzig Meter heran waren, eröffnete er das Feuer, und zwar ein solches, daß der Feind zurückprallte und im Zurückfluten den Friedhof am Fuß des Hügels weiter bevölkerte.

Der ganze Tag verlief in nicht nachlassender Spannung. Mal griffen die Deutschen von links aus an und stießen dort auf eine Wand von MG-Feuer, mal versuchten sie von rechts auf den Hügel vorzudringen wo sie aber auch erbarmungslos verdroschen wurden. Sie griffen zur List und wollten durch eine kleine Schlucht eindringen, wobei sie Kradfahrer vorschickten, um den starrköpfigen Infanteristen in den Rücken zu fallen.

Neun verzweifelte Angriffe unternahmen die Deutschen an diesem Tag, und neunmal warfen die Infanteristen den Feind zurück.

... Irgendwo in der Nähe eines kleinen Birkenwäldchens liegt eine Höhe, durch die der junge Infanterieoffizier Iwan Sobko berühmt geworden ist.

Ungewöhnlich schwer war der Weg. Der Verteidigungsgürtel des Gegners, den unsere Truppen durchbrochen hatten, unterschied sich stark von allen früheren Befestigungsanlagen der Deutschen und erstreckte sich bis nach Orel. Dutzende von Kilometer gingen unsere Truppen im Feuer vor und durchbrachen immer neue und neue Sperren des Feindes. Dieser Angriff war eine vorzügliche Probe für den Charakter des Soldaten. Der Leiter der Jungkommunisten, Suslonow, der neben Sobko kämpfte, drückte dies gut aus: „Dieser Angriff ist wie ein Strahl, der die ganze Seele durchleuchtet. Man kann gleich sehen, wes Geistes Kind du bist — ein tapferer Mensch oder ein erbärmlicher Feigling.“ Es gab Tage, wo der Tod die mutigsten und tollkühnsten Leute dahinraffte. Aber die Maschinengewehre verwaisten nicht. Es war, als ob sich der Kampfmuth der Gefallenen den Kameraden mitteilte, denn sie gingen trotz der verminderten Zahl ebenso ungestüm vor und schlugen die Gegenstöße des Feindes mit derselben Erbitterung zurück wie ihre als Helden gefallenen Kameraden.

An jenem Tag folgte ein Gegenstoß dem anderen. Den Deutschen

drohte Einkesselung. Sobkos MG-Schützen sollten den Sack „zubinden“, in dem eine starke Gruppierung des Gegners steckte.

„Wenn wir auch nur einen einzigen Deutschen aus dieser Mausefalle entwischen lassen“, sagte Sobko zu seinen Gardisten, „dann bedecken wir uns alle mit Schande.“

„Ja, was die aber für Kräfte haben“, meinte ein stämmiger, junger Bursche mit blutender Wange. „Wenn sie bloß Infanterie hätten, wäre das was anderes, aber sie haben auch Panzer dabei.“

Sobko sah ihn ungehalten an.

„Du bist wohl erst seit gestern im Feld und hast noch nicht gesehen, wie die Panzer brennen?“ Und mit einer Wendung zum Beobachter fuhr er fort: „Wieviel sind's?“

„Sieben. . . nein, da drüben noch drei. Zehn, Genosse Kommandeur!“

„Und Infanterie?“

„Dort drüben ein Bataillon, in der Mulde zwei Kompanien, an der Straße ein Zug. Im ganzen ungefähr zwei Bataillone.“

In Sobkos Gesicht zuckte kein Muskel. Er wußte, daß die Deutschen nach fünf Gegenstößen in ihrer Erbitterung alle ihre Kräfte aufs Spiel setzen würden, um sich aus dem „Sack“ herauszuschlagen. Und er sah im Geiste schon die ganze Hölle vor sich, die von Minute zu Minute hier losgehen mußte.

Eine Sechserstaffel „Junkers“ kündete den Beginn der Hölle an. Die Flieger bearbeiteten die Anhöhe mit Bomben kleinen Kalibers. Die Deutschen wollten jeden Meter des Hügels mit ihren Bomben belegen. Zwar wurden ein paar Kämpfer verletzt, aber sie kamen bald wieder zu sich und nahmen erneut ihre Posten in den Gräben ein. Sobko schickte eine Abteilung an den Fuß der Höhe. Die Jungens rückten ab, mit Handgranaten behängt, auch Panzerjäger waren unter ihnen. Zum Abschied sagte Sobko mit einem Lachen:

„Auf je zwei Mann kommt ein Panzer, gebt es ihnen. . .“

Niemand weiß genau zu sagen, wie lange dieses Gefecht gedauert hat. Die Gardisten können nur erzählen, wie die Deutschen den Hang hinaufkrochen, wie sie den Hügel unter Geschütz- und Granatwerferfeuer nahmen, wie unsere Leute blutüberströmt auf die heißen MGs niederstürzten und vor ihrem Tod noch etwas hinausschrien. Sie gedenken auch ihres Kommandeurs, Iwan Sobko, der zu einem still gewordenen Maschinengewehr rannte, gerade in jener entscheidenden Minute, als die Deutschen die Gräben hätten stürmen und das Gefecht gewinnen können.

„Füll' die Gurte“, rief er dem Feldwebel Iwanow zu, „rasch, ein bißchen!“

Die Kämpfer hatten ihren Kommandeur noch niemals in solch einer Hitze gesehen. Er legte sich hinter das Maschinengewehr und knatterte in einem Tempo los, daß man glauben konnte, die Waffe würde es nicht aushalten und zerspringen. Und als der Feind dann

geschlagen war, stellte es sich heraus, daß Iwan Sobko die meisten Deutschen erledigt hatte. Die Gardisten hoben die Köpfe über den Grabenrand und schauten den Hang hinunter, der von oben bis unten mit toten Deutschen übersät war. Mehr als zweihundert gefallene Feinde lagen da.

Am Tag drauf kannte die ganze Front den Namen des Gardeoberleutnants Iwan Sobko, von seiner Tat sprach man in den Gräben, auf den Straßen, in den Dörfern.

Und diese charakteristische Begebenheit ehrt gleichsam ein übriges Mal unsere Infanterie, die mit Recht die Königin des Schlachtfeldes genannt wird. In welchen Truppenteil man auch immer gerät, überall bekommt man eine Unmenge von Erzählungen über die wunderbaren und erschütternden Heldentaten der Infanterie zu hören.

Zur Eisenbahnstation Solotarewo, 18 Kilometer ostwärts von Orel, waren die Gardisten des Gardehauptmanns Anissimow vorgezogen. Der Bahnhof war zerstört, überall lagen die Skelette abgebrannter Eisenbahnwagen, und Draht zog sich wie Spinnweben um sie. Im Keller des Gebäudes hatten sich deutsche MG-Schützen festgesetzt und ließen unsere Truppen nicht über den Bahndamm. Da befahl der Hauptmann dem Gefreiten Baranow, sich um jeden Preis an den Bahnhof heranzuarbeiten. Es gab nur einen Weg — mitten durch die noch rauchenden Ruinen der Bahnhofsgebäude hindurch. Baranow kroch los. Dann und wann stieß er auf noch brennende Stellen. Seine Hände bedeckten sich mit Blasen und der beizende Rauch biß in die Augen. Den Deutschen kam nicht in den Sinn, daß von dieser Seite her, durch diese brennenden Trümmer einer der Unseren herankommen könnte. Aber er schaffte es und warf zwei Handgranaten in das als Eingang zum Keller dienende Loch. Die Maschinengewehre verstummten.

Auf dieser selben Eisenbahnstation kämpften die Gardisten gegen feindliche Panzer. Noch heute gedenken die Kämpfer ihres „Kleinen“, so nannten sie liebevoll Anton Pitschugin, den jüngsten und kleinsten der Kämpfer. Als sich auf ihrem Abschnitt schwere deutsche Panzer zeigten, sagten die Freunde im Scherz: „Du, Kleiner, kriech' unter den Wegerich, dich sieht man nicht.“ Als das Bataillon den Bahnhof erstürmte, rannte der „Kleine“ sofort zum Semaphor. Neben diesem lag ein angeschossener deutscher Panzer, in dem sich feindliche MP-Schützen festgesetzt hatten, die von dort schossen.

„Die haben sich aber eine schöne Wohnung ausgesucht!“ rief der „Kleine“ den Kameraden zu. „Ich find' schon den Schlüssel. Nur müßt ihr auf den Panzer schießen, damit sie abgelenkt werden. . .“

Er tauchte so überraschend vor dem Panzer auf, daß die vier deutschen MP-Schützen, als sie die Granate in den Händen des Sowjetkämpfers erblickten, schleunigst die Arme hoben. Das ganze Bataillon lachte, als der „Kleine“ die vier baumlangen deutschen Kerle als

Gefangene anbrachte. Es ging natürlich nicht ohne Scherze ab, und der Sergeant Kisseljow witzelte: „Man muß in der Meldung aber darauf hinweisen, daß unser Bataillon die Eisenbahnstation und unser ‚Kleiner‘ nach erbitterten Kämpfen das Semaphor erobert hat.“

Doch eine Stunde später, als das Bataillon hinter einem von hohen, schlanken Pappeln umsäumten Teich Stellung genommen hatte, kam plötzlich hinter einer Bodenerhöhung ein deutscher Panzer hervor und rollte in voller Fahrt auf die kleine Schlucht zu, wo eben die Artilleriestellungen ausgebaut wurden. Der Hauptmann befahl den Panzerjägern, die feindliche Maschine aufs Korn zu nehmen. Aber in derselben Minute, als die Panzerjäger sich noch zum Schuß vorbereiteten, krachten hintereinander drei Explosionen. Eine Sekunde später flog die Luke auf, und dicker, schwarzer Qualm quoll daraus hervor. Der deutsche Panzerfahrer hatte kaum seinen Kopf hervorgesteckt, als ihn auch schon die Kugel des Scharfschützen Rudin traf.

Die Kämpfer liefen zum Panzer, und da sahen sie neben den Raupenkettens im zerdrückten, blutbespritzten Gras ihren „Kleinen“ liegen. Er war tot. Er war es, der den Panzer in Brand gesteckt hatte. Er kroch gerade durch die Schlucht, um eine Leitung zu den Artilleristen zu legen, als der Panzer in einiger Entfernung von ihm vorbeirattete. Er hätte ruhig liegenbleiben können, der Panzer hätte ihm nichts getan. Aber dann wären ja unsere Geschütze niedergefahren worden. Und da warf der „Kleine“ seine Granaten unter den Kampfwagen. Er lag so nah, daß die Splitter ihm in die Brust drangen und das Herz durchbohrten. Die Infanteristen begruben ihn am Ufer des Teiches unter den Pappeln. Man hatte keine Zeit, einen Kranz zu winden, und legte nur einen Feldblumenstrauß auf sein Grab.

Der Bataillonsfeldwebel Nikon Tichomirow, der in einem Dorf sieben deutsche Soldaten gefangen genommen hat, erzählte uns:

„Natürlich, der Infanterist hat ein schweres Los, im Winter liegt er im Schnee und die Finger frieren an der Maschinenpistole fest, im Herbst steckt er im Morast und im Wasser, und jetzt kann man sich vor der Sonne nicht retten.“

Aber das klang keineswegs wie eine Klage. Im Gegenteil, er war stolz darauf, daß er und seine Kameraden so viel Schweres durchhalten und so unermüdlich den Feind schlagen.

„Nehmen wir zum Beispiel die Flieger“, fuhr er fort, nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte. „Wen haben die gegen sich? Flugzeuge und Flaks. Aber wir?...“ Und er zählte an den Fingern ab: „Geschütze, Flugzeuge, Panzer, Maschinenpistolen, Granatwerfer, Handgranaten, Patronen und manchmal sogar Steine. Alles richtet sich gegen unsereinen, den Bruder Infanteristen. Macht nichts. Wir halten durch. Ich steh’ schon das zweite Jahr bei der Infanterie und war dreimal verwundet, aber nichts bringt mich von ihr weg.“

31. Juli 1943

I. Unser Kalender

Im Wald beim Dorf Lgowo, das erst kürzlich von unseren Truppen befreit worden ist, steht ein großer deutscher Stabskraftwagen. Dort habe ich ein Heft gefunden. Es ist das das Tagebuch von Hans Gerhardt, dem Kommandeur des Pionierbataillons 32. Ich habe nur die letzten Seiten gelesen. Hans Gerhardt befand sich in dem Abschnitt, den die Zeitungen gewöhnlich als den Abschnitt „südlich Orel“ bezeichnen. Am 3. Juli schrieb er in seinem Tagebuch: „Irgend etwas liegt in der Luft. Es riecht nach Unwetter. Bald soll unsere Sommeroffensive beginnen. Es ist Zeit!“ Am nächsten Tag vermerkt er „Alarmbereitschaft. Wir haben uns gut vorbereitet. Alles geht blitzschnell. Der Kursker Bogen sticht uns schon lange ins Auge. Jetzt werden wir ihn abschneiden. . .“ Am 5. Juli ist Gerhardt noch in ausgezeichnete Stimmung: „Angriff. Wir rücken vor.“ Erst am 8. Juli wird Gerhardt melancholisch: „Heute geht alles langsamer. Die Russen haben ausgezeichnete Stellungen. Ich habe Unteroffizier Baumhauer und sechs Pioniere verloren. . .“ Unmittelbar danach ändert sich der Ton des Tagebuches. Gerhardt kommt nicht mehr auf den deutschen Angriff zurück. Am 15. Juli vermerkt er kurz in seinem Tagebuch, daß sein Bataillon über Orel in den Abschnitt südlich von Bolchow geworfen worden ist. Er fügt hinzu: „Wir sollen die Russen aufhalten.“ Die letzte Eintragung stammt vom 17. Juli.

Warum beginne ich die Erzählung über die großen Taten unserer Armee mit den Notizen eines kleinen deutschen Offiziers? Ich wollte dem Leser den deutschen Angriff im Kursker Bogen ins Gedächtnis rufen. Alle erinnern sich, wie das deutsche Oberkommando bestritten hat, daß es einen Angriff begonnen habe: die Generale haben den Mißerfolg vorausgesehen. Hans Gerhardt und Zehntausende deutscher Soldaten waren naiver. Sie glaubten — nicht an ihre Kraft, aber an die Kraft des Kalenders.

Vor mir stehen drei Deutsche. Der älteste ist 42 Jahre. Es sind Trainsoldaten aus Reparaturwerkstätten. Sie lebten ohne Sorge in Karatschew. Plötzlich sagte man ihnen: „Es ist Zeit zu kämpfen.“ Man transportierte sie zur Front. Zum Erstaunen der Soldaten dauerte die Fahrt nicht lange. Sie seufzten: „Wir dachten, die Front wäre 90 Kilometer entfernt, aber sie war direkt neben uns. . . Großer Gott, in Karatschew hatten alle den Kopf verloren!“ Sie stehen und weinen wie kleine Kinder, diese drei ergrauten Krieger. Der älteste von ihnen, die Haare zur Bürste geschnitten, setzt flennend hinzu: „Aber jetzt haben wir doch keinen Winter, jetzt ist doch Sommer, wer konnte da glauben, daß die Russen eine Offensive beginnen würden?“ In seiner Stimme liegt Kummer und versteckte Entrüstung: der alte Spießbürger aus Darmstadt

ist empört über die Unordnung: was ist mit dem Kalender los? Draußen brütete die Julihitze. Jetzt müßten die Deutschen nach dem Osten ziehen, und plötzlich ist etwas ganz Unerhörtes geschehen — die Russen sind vorgerückt und die friedlichen Trainsoldaten hat man aus Karatschew in die Hauptkampflinie gejagt. Wie soll man das verstehen?

Die Deutschen verstehen offensichtlich vieles noch nicht. Sie verstehen nicht, was mit unserem Land und mit unserer Armee während der zwei Jahre Krieg vor sich gegangen ist. Die deutschen Kalender sind veraltet: wir kämpfen jetzt nach unserem, nach dem Sowjetkalender. In diesen Wäldern unter den Espen und Birken, unter den Nußsträuchern, in all dem ungewöhnlich saftigen Grün des regnerischen Sommers verstecken sich die Deutschen, geschlagen, erschöpft und hungrig. Sie sind in unserem Rücken geblieben. Es sind das nicht die Maschinenpistolenschützen aus dem Jahre 1941, es sind keine „schneidigen“ Scharfschützen, es sind einfach Strauchdiebe, von den Ihrigen verlassen, die auf Kommando die Hände hochheben. Wie lange ist's her, daß das Wort „Einkesselung“ wie ein Stein auf dem Herzen Rußlands lag? Für jeden kommt seine Zeit. Wir haben kämpfen gelernt, und die Deutschen haben inzwischen erfahren, was eine Einkesselung ist. Sie werden im Wald von den gestrigen Partisanen, den Einwohnern der befreiten Bezirke, abgefangen: die Rollen sind vertauscht.

Am 11. Juli schauderte den Deutschen vor der starken Artilleriebeschießung. Das war ihnen etwas Entsetzliches. Am Ende dieses Tages beglückwünschten sie sich gegenseitig: „Der russische Angriff ist gescheitert.“ Das, was die Deutschen als Angriff aufgefaßt hatten, war eine gewaltsame Aufklärung gewesen. Der Angriff begann am nächsten Tag, am 12. Juli. Die Artillerievorbereitung dauerte zweieinhalb Stunden. Dann ging unsere Infanterie vor. Der Angriff wurde stürmisch vorgetragen, unsere Truppen durchbrachen die deutsche Front in einer Breite von 11 Kilometer. Dann verbreiterten sich trotz der Unwegsamkeit des Geländes — Wald, Sumpf, verschlammte und aufgewühlte Feldwege — diese 11 Kilometer auf 60 Kilometer.

Selbst in den bitteren Tagen unserer Mißerfolge hatten die Deutschen eine hohe Meinung von der Sowjetartillerie. Aber auf die zurückgehende Infanterie sahen sie damals von oben herab. Heute fürchtet der Feind die russische Infanterie. Man wird sagen: der Feind ist nicht mehr derselbe. Das ist natürlich richtig. Aber der Feind hat noch Zähne, um zu beißen. Selbst der jämmerliche deutsche Krieger aus dem Jahre 1943 ist noch soviel wert wie zwei Bersaglieri. Ich möchte sagen, unsere Infanterie ist nicht mehr dieselbe. Die Erfolge in der Richtung Orel sind am richtigsten durch *eines* zu erklären: durch die neuen Eigenschaften der Roten Armee.

Der Angriff war sorgfältig vorbereitet worden. Die Kommandeure hatten die Hauptkampflinie des Feindes studiert. Alle ihre Teile, alle

ihre Befestigungen waren bekannt. Die Infanterie wurde ausgebildet: im Hinterland fand man ein Gelände, ähnlich der Hauptkampflinie des Feindes, mit denselben Schluchten und Waldstreifen. Viel Schweiß wurde bei der Ausbildung vergossen. Dafür kostete der Durchbruch der feindlichen Front weniger Blut.

Die Hauptkampflinie wurde von der 5. und der 20. deutschen Panzerdivision und der 5. und 293. Infanteriedivision verteidigt. Diese Divisionen wurden aufgerieben. Gestern kroch einer der letzten Soldaten der 5. Panzerdivision aus dem Wald heraus, ein 20jähriger deutscher Soldat. Er konnte vor Hunger kaum auf den Beinen stehen. Als ich ihn fragte, wie ihm der Krieg gefiele, zuckte er resigniert die Achseln. Ich will hier nur auf das Schicksal einer Division, der 293., eingehen: es ist bezeichnend für alle anderen. Die 293. Division wurde von den Deutschen die „Bärendivision“ genannt. Sie bestand aus Berlinern und war berühmt durch ihre Hartnäckigkeit. „Die Bären würgen“, sagte in einer seiner Reden der Divisionskommandeur, Generalmajor Karl Arndt, den die Soldaten „Knochenkarl“ nannten. Diese Division hat ihre Feuertaufe in Frankreich erhalten. An der Aisne versetzten die Franzosen den „Bären“ einen ersten Schlag. Das war der erste Vorbote. Die ersten richtigen schweren Schläge erhielten sie in den Dezembertagen bei Tula. Hier ließen Tausende von „Bären“ ihre Knochen auf dem Schlachtfeld. Die Division wurde aufgefüllt. Hier die Zusammensetzung eines der Bataillone der 293. I. D. zu Beginn unseres letzten Angriffes (die Zahlen habe ich deutschen Stabsdokumenten entnommen): in der 1. Kompanie gab es nur zehn Mann von denen, die im Juni 1941 munter den Bug überschritten hatten, in der 2. Kompanie elf Mann, in der 3. Kompanie nur einen, in der 4. Kompanie keinen, in der Stabskompanie einen Veteranen. Die Division stand nördlich von Orel. Die „Bären“ wurden immer weniger. Um die Witwen zu trösten, gab General Karl Arndt eine Broschüre heraus, betitelt: „Der Heldenfriedhof der 293. Division“. In der Broschüre wird erzählt, daß der Friedhof sich bei dem Dorf Kotschety befinde und malerisch aussehe. Knochenkarl berichtet mit deutscher Gründlichkeit, 307 Mann hätten in 141 Arbeitsstunden die Gräber gegraben. Die Broschüre ist illustriert mit Photographien der Birkenkreuze und geschmückt mit heraldischen Bären. Was ist aus den „Bären“, den „Würgern“ geworden, als die Rotarmisten gegen sie vorgingen? Sie wurden zurückgeworfen. General Karl Arndt war vorsichtshalber abgereist. Voller Bitterkeit sagen die Soldaten: „Knochenkarl ist als erster abgehaun.“ Der Bären-galopp endete damit, daß man sich die Hosen bärenmäßig voll-machte.

Nachdem unsere Truppen die erste Linie der feindlichen Verteidigung durchbrochen hatten, machten sie nicht halt: sie durchbrachen die zweite und die dritte Linie. Durch die erbitterten Kämpfe

der ersten beiden Tage war der Erfolg der Operation sichergestellt worden. Ich habe schon bemerkt, wie die Ausbildung unseren Kämpfern geholfen hat. Ich will jetzt von etwas anderem sprechen: von dem Feuer, das in ihren Herzen lodert. Vor mir steht der Maschinepistolenschütze Dmitri Builow. Er ist 19 Jahre alt. Bei Kriegsbeginn lebte er zu Hause im Gebiet Kalinin. Er war damals ein Halbwüchsiger. Er hat nichts von der deutschen „Neuordnung“ gelesen, er hat sie gesehen. Es ist das ein stiller, schüchterner Jüngling, der schon viele deutsche Soldaten umgelegt hat. Er sagt: „Ich hab' eine Wut auf sie. Jetzt geht's vorwärts, und sofort ist es ums Herz fröhlicher geworden. Ich gebe einen kurzen Feuerstoß und fühle — umgelegt. . .“ Der Haß gegen den Feind verbindet sich mit einem anderen, hehreren Gefühl, mit der heißen Liebe zu Rußland, mit der Opferbereitschaft, mit jener Freude des Herzens, die jeder Rotarmist empfindet, wenn er über die heimatliche Erde schreitet, die noch gestern von den Deutschen zertreten wurde.

Das deutsche Oberkommando setzte seine Hoffnungen auf die Luftwaffe. Natürlich sind auch hier die Deutschen nicht mehr dieselben. Ihre besten Flieger sind gefallen. Mitunter kann man Einheiten von Kampffliegern sehen ohne Bedeckung. Selbstverständlich stellt die deutsche Luftwaffe auch heute noch eine ernste Kraft dar. Sie verlangsamt manchmal den Vormarsch unserer Truppen, kann ihn aber nicht aufhalten.

Ich habe mit unseren Jagdfliegern gesprochen. Sie sind erfüllt von kämpferischem Wetteifer, Mut und Sicherheit. Jeder von ihnen fühlt sich stärker als sein Gegner, und häufig entscheidet dieses Gefühl den Ausgang des Kampfes. Da ist z. B. der junge Flieger Pintschuk. In den Tagen des Angriffs hat er vier Deutsche abgeschossen. Ebenso tapfer kämpfen die französischen Flieger der Einheit „Normandie“. Sie haben während der letzten Operationen 70 feindliche Maschinen abgeschossen. In einem der letzten Kämpfe ließen neun Franzosen 25 Deutsche nicht durchkommen.

Auf diesen Wegen jagten die deutschen Flieger im Sommer 1941 hinter jedem Kraftfahrzeug, hinter jeder winzig kleinen Soldatengruppe her. Heute bebomben die Deutschen das nächste Hinterland nur in der Nacht. Selbst diese unverschämten „Kraftmeier“ sind bescheidener geworden. Der Feind versucht, das Spiel mit der Anzahl der Bomber zu gewinnen. Es hat Tage gegeben mit 1500 Anflügen. Dutzende von Dörfern wurden in Brand geworfen, aber die Rote Armee setzt ihren Angriff fort.

Viel kann man sagen über die Gründe für einen Erfolg: sie sind immer genau so verschiedenartig wie die Gründe für das Scheitern einer Operation. Die russische Seele ist immer noch dieselbe, mit ihrer Weite, ihren Leidenschaften und ihren verborgenen Funken. Aber hinzugekommen ist die Meisterschaft. Der Kommandeur ist

auf die Minute pünktlich. Die Funkverbindung arbeitet ohne Unterbrechung. An den Wegen wird gearbeitet, und der tiefe Schlamm wird passierbar. Zwei Kilometer vor dem Feind hängen schon Täfelchen, die den Weg in dieses oder jenes Dorf weisen. Vielleicht ist es gerade die Weite der Seele, das innere Feuer, was den Menschen dazu hilft, pünktlich, standhaft und hart gegen sich selbst zu werden?

Der Feind kann sich mit der Niederlage nicht abfinden. Er holt immer neue und neue Truppen heran. Zerschlagen waren die 20. Panzerdivision und 211. Infanteriedivision. Es erschienen die 10., 25. und 110. Infanteriedivision sowie die 9. Panzerdivision. Gestern wurde die 327. Infanteriedivision unmittelbar aus dem Marsch in den Kampf geworfen. Ich habe mit Gefangenen aus der 10. motorisierten Division gesprochen, die nicht einmal Zeit hatten zu verstehen, wohin man sie transportierte. Das deutsche Oberkommando versteht, daß die Magistrale Brjansk—Orel nicht einfach ein Geländeabschnitt ist, daß die Offensive, die Hitler am 5. Juli begonnen hat, für die Deutschen zu einer Katastrophe werden kann. Die Deutschen versuchen, auf beiden Flanken anzugreifen. Sie werfen Panzer „T-4“ und „Ferdinand“ in den Kampf. Noch unlängst beschäftigten die „Ferdinand“ die Phantasie Europas. Heute nehmen unsere Bildberichterstatte nur die wirkungsvollsten „Ferdinand“ auf. Der Feind verteidigt sich verzweifelt, aber die Unseren rücken vor, und die deutschen Gefangenen sprechen mit Entsetzen von der „Stärke des russischen Feuers“. Wir sind heute stark, nicht nur durch das Recht, wir sind stark durch unsere Kraft.

Der gefangengenommene Chauffeur des Generals Metz erzählt, daß der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Kursk—Orel, Feldmarschall von Klügge, vor einigen Tagen neue Linien der deutschen Verteidigung besichtigt habe. So wird die „europäische Festung“ Hitlers enger und bescheidener. . .

Im Gebiet Orel hatten sich die Deutschen dauerhaft für lange Zeit eingerichtet. Sie bemalten die Öfen und die Wände. Sie bauten Sommerhäuser für die Offiziere, sie legten Gärten an. Ich habe Soldatenheime gesehen mit Theaterbühnen und mit Konzertflügeln. Die Deutschen sind in aller Eile abgerückt, wobei sie nicht nur Geschütze und Flügel, sondern sogar die Photographien ihrer Gretchen im Stich ließen. In einem „Soldatenheim“ fand ich ein Plakat. Es ist von einem deutschen Soldaten angefertigt und ist ein Selbstbildnis. Vier Krieger sind gemalt: der Krieger im Frühling — mit Blümchen, der Krieger im Sommer — fett und verschwitzt, der Krieger im Herbst — melancholisch und der Krieger im Winter mit dem klassischen Tropfen unter der Nase. So war es. Jetzt sehen wir etwas anderes: der Krieger im Sommer ist nicht dick geworden. Er ist zwar ganz in Schweiß gebadet, aber nicht weil er angreift. Unter seinen Füßen

liegt kein Schnee, sondern grünes Gras, und entgegen dem ganzen deutschen Kalender flüchtet der Sommer-Krieger über das grüne Gras. Hitler wird wahrscheinlich sagen: „Alle Kalender lügen.“

25. Juli 1943

II. In voller Grösse

Der Historiker, der dereinst die Chronik dieses entsetzlichen Krieges studiert, wird voller Erstaunen feststellen, daß die Rote Armee im dritten Jahr der Kämpfe ihre Reife erreichte. Gewöhnlich verliert eine Armee im Kriege an Wert. Kann man die deutschen Soldaten von 1943 vergleichen mit den Kerndivisionen der deutschen Armee, die vor zwei Jahren gegen Pskow, Smolensk und Kiew marschierten?

Woher diese wachsende Stärke der Roten Armee? Sind unsere Menschen denn nicht ermüdet nach zwei Jahren erbitterter Schlachten? Haben wir etwa keine schweren Verluste erlitten? Ich will nichts beschönigen. Der Soldat schämt sich im Krieg nicht seiner Wunden. Er trägt stolz auf der Brust die Verwundetenabzeichen. Wir kennen die Wunden unseres Landes und unserer Armee, aber wir wissen auch, daß wir heute stärker sind als die Deutschen. Wir treiben sie im Sommer zu Paaren, obwohl man den Sommer als die deutsche Saison betrachtete, obwohl die Deutschen im Sommer restlos ihre Trümpfe — Panzer- und Flugwaffe — ausspielen können. Wir sind stärker als die Deutschen, nicht nur, weil die deutschen Soldaten nachgelassen haben; wir sind stärker als die Deutschen auch darum, weil jeder Kommandeur, jeder Kämpfer der Roten Armee gewachsen ist. Schließlich und endlich haben unsere seelischen Eigenschaften — Kühnheit, Findigkeit und Standhaftigkeit — ihren vollen Ausdruck in der Kriegskunst gefunden. Zum Wagemut hat sich die Meisterschaft gesellt. Der Opferwille hat sich vereinigt mit Selbstbeherrschung. Wo liegt die Lösung dieses Phänomens? Heute ist doch unsere Armee das Volk, das in den Krieg gezogen ist. Heute kämpfen nicht nur Militärfachleute, sondern Ackerbauer, Tischler, Agronomen, Lehrer. Nichtsdestoweniger hat sich die Rote Armee sowohl vor dem Feind wie vor den Freunden in ihrer ganzen Stärke entfaltet.

Der im Frühling 1943 einberufene Deutsche ist ein Spießbürger in feldgrauer Uniform, der seit Kriegsbeginn unverwundet gebliebene alte deutsche Soldat ein Neurastheniker. Deutschland war eine einzige große Kaserne. Alle und alles darin atmete Krieg. Die Deutschen zogen ins Feld nach einer langen und methodischen Ausbildung. Sie vervollkommneten ihre Kriegskunst in leichten Feldzügen: in Belgien, in Norwegen, in Griechenland. Von allen Wegen des Lebens wählten sie einen — den Krieg: er schien ihnen der leichteste zu sein.



In den Ruinen eines Vororts von Orel trifft ein Kämpfer seine Familie



Die Spuren der deutschen Vandalen



Sowjetische Infanterie rückt in Orel ein

Gefangene Deutsche





Ein Willkommen den heldenhaften Befreiern Orels

Als sie auf wirkliche Schwierigkeiten stießen, als sie die Widerstandskraft der Roten Armee kennenlernten, da verloren sie den Geschmack am Krieg.

Wir waren ein friedliches Volk. Nicht wir griffen zum Krieg, der Krieg wurde uns von den Eindringlingen aufgezwungen. Unsere Jugend träumte andere Träume. Ja, man muß offen zugeben, daß diese Jugend nicht auf solche Schwierigkeiten vorbereitet war. Die Lektion begann sofort mit dem Allerschwersten: die Ereignisse warfen uns ins Wasser ohne Rettungsring. Wir mußten kämpfen lernen in den Jahren tödlicher Gefahr. Jetzt aber stehen echte Soldaten vor uns. Natürlich werden sie nach dem Sieg an die friedliche Arbeit zurückkehren. Aber gegenwärtig scheinen sie mehr Soldat zu sein als alle kampferfahrenen Soldaten der Welt, obwohl sie noch unlängst keine Maschinenpistole, sondern die Feile, den Zirkel oder die Feder in der Hand hielten.

Die Wälder ringsum haben die Kämpfe im Jahre 1941 gesehen. Diese stummen Zuschauer könnten viel erzählen. Nachdem sie die letzten Julikämpfe gesehen haben, könnten sie hinzufügen: „Die Rollen sind vertauscht.“

Der Späher Smetanin ist 20 Jahre alt. Gebürtig ist er aus dem Gebiet Kirow, vor dem Krieg war er Kutscher. Der Krieg hat ihm viel Leid gebracht: sein Vater und sein älterer Bruder sind an der Front gefallen. Die Kunst des Spähers erwarb Smetanin nicht auf einen Schlag. Mit dem Lächeln eines reifen Mannes, der sich der Schwächen seiner Kindheit erinnert, erzählt er, wie er zum erstenmal loszog, einen Gefangenen zu machen. Smetanin war nicht als kühner Held geboren worden, aber er wurde kühn. Dieser nicht sehr große, schmalschultrige Jüngling brachte einmal einen deutschen Boxer angeschleppt. Er prahlt nicht, er gibt nicht an. Er gibt zu, daß er Angst hat, wenn die Deutschen bomben, aber im Spähdienst fürchtet er sich niemals. Warum? „Ich habe Waffen — eine Maschinenpistole, Panzerabwehrgranaten. . .“ Er liebt seine Arbeit: „Ich weiß alles vorher. Die Unseren wissen noch nicht, wer dort liegt, ich aber gehe und sehe es mir an.“ Auf seiner Brust glänzen Orden und Medaillen, aber noch heller glänzen seine jungen Augen. Sie leuchten vor Begeisterung: Spähdienst ist für Smetanin Poesie.

Sechs Späher mit dem Unterleutnant Schischkin an der Spitze zogen durch den Wald. Unter den Spähern befand sich auch Smetanin. In einer Lichtung bemerkten sie deutsche Panzer. Die Panzerschützen saßen bei ihren Maschinen. Erinnern wir uns jener fernen Tage, als zuweilen eine Kompanie vor einem einzigen Panzer die Flucht ergriff. . . Die sechs Späher schlichen an die Panzerschützen heran und nahmen sie unter Maschinenpistolenfeuer. Ein Teil der Besatzung fiel. Die anderen Deutschen machten sich aus dem Staube. Zwei der Kämpfer verstanden Panzer zu fahren. Sie brachten zwei Panzer

in das Dorf. Die übrigen stürzten sie in eine Schlucht, damit die Deutschen sie nicht abschleppen konnten. So erbeuteten sechs Späher drei Panzer „T-4“, einen „T-3“ und ein Sturmgeschütz. Man könnte einwenden, das sei ein Zufall, eine Episode. Nein. Vor zwei Jahren wäre eine solche Geschichte eine Episode gewesen, heute ist es der Alltag des Angriffs. Ich weiß, daß es einen Guderian gibt, daß es „Tiger“ und „Ferdinand“ gibt. Aber die sechs Späher, die vor fünf Panzern nicht erschrecken, das ist kein Zufall; das ist ebensowenig ein Zufall wie David, der Goliath mit der Schleuder traf. Das ist Mut, der zur Kunst geworden ist, das ist Inhalt, der seine Form gefunden hat.

Auch die Sache mit dem Panzerjäger Rodionow ist kein Zufall. Gegen ihn rückten 15 deutsche Panzer vor. Rodionow schoß 4 in Brand, während die übrigen zurückfuhren. Man kann sagen, Rodionow sei ein Held. Man kann aber auch sagen, er ist ein Rotarmist, ein russischer Soldat aus dem Jahre 1943. Wenn Hitler geglaubt hat, daß ihn der Sommer, die Panzer, die Sturmgeschütze retten würden, dann hat er sich geirrt. Er hat die Späher wie Schischkin, er hat Rodionow und die vielen, vielen Rodionow vergessen.

„Ich hasse sie“ — solche Äußerungen über die Deutschen habe ich auch früher schon häufig gehört. Aber ich konnte meine Freude nicht verbergen, als ich die Äußerung des Unterleutnants Jonsjan hörte: „Ich hasse und verachte sie.“ Am ersten Tag des Angriffs sah Jonsjan in einem befreiten Dorf den verkohlten Leichnam eines Rotarmisten, der an einen Baum gefesselt war. Für so etwas kann man hassen und verachten. Jonsjan ist 28 Jahre alt. Er stammt aus Baku und ist ein äußerst friedlicher Mensch. Er hat ein verschlossenes, konzentriertes Gesicht, es scheint, als ob er den Blick nach innen kehre. Jonsjan hat gelernt, den Haß und die Verachtung in die Sprache des Feuers zu übersetzen. Mit ihm gingen acht Kämpfer vor. Was haben diese neun Maschinenpistolenschützen gemacht? Als sie auf eine Abteilung Deutscher trafen, streckten sie 38 deutsche Soldaten nieder. Sie drangen in den Rücken des Feindes vor. Dort erschossen sie noch 70 Hitlerfaschisten und nahmen 18 gefangen. Sie erbeuteten 5 deutsche Geschütze und große Proviant- und Munitionslager. „Ich verachte sie“, wiederholt Jonsjan. Er verachtet sie für alles: sowohl weil sie Gefangene foltern als auch darum, weil sie, die sich mit ihrer Stärke brüsteten, Europa ruiniert haben, und weil 126 „unbesiegbare“ deutsche Soldaten nicht dem Vorstoß von neun Rotarmisten standhielten.

Jonsjan ist Armenier. Hier, auf der Erde von Orel, im Herzen Rußlands, kämpfen Söhne aller Sowjetvölker. In Jonsjans Zug hat sich der Usbeke Galar Igarbardyjew ausgezeichnet. Er wurde von Deutschen umzingelt. Mit kurzen Feuerstößen und Handgranaten streckte er ein Dutzend Deutscher nieder und ging als Sieger aus dem Kampf hervor. Der Kasache Wachit Kolumbajew legte 15 Deutsche

um; er hatte keine Ruhe, solange er sie nicht ringsum als Leichen sah. Der Russe Sergej Koschjow überfiel als einzelner eine Gruppe von Deutschen. Er nahm einen deutschen Offizier und 12 Soldaten gefangen. Der jüdische Unterleutnant Naum Plawnik führte einen Zug, der ein von den Deutschen befestigtes Dorf nahm. Dreißig Leichen lagen auf dem Kampfplatz. Davon hatte Plawnik fünf Mann umgelegt. Dann drang er mit vier Kämpfern in den Rücken des Feindes vor. Sie warfen die Deutschen aus den neuen Stellungen heraus. Die Deutschen ließen einen Offizier und zwanzig Soldaten tot zurück.

In dieser Einheit der Sowjetmenschen im dritten Kriegsjahr liegt das Unterpfand für unseren nahen Sieg. Deutschland, das nur von Deutschen bewohnt ist, kracht in allen Fugen: Bayern, Württemberger und Badenser, die in Gefangenschaft geraten, beeilen sich zu versichern, daß sie keine Preußen sind. Indem die Hitlerfaschisten das ausschließliche Recht eines einzigen Volkes postulierten, haben sie die Einigkeit des deutschen Volkes zerstört. Da wir die nationale Mannigfaltigkeit achteten, schufen wir die Sowjeteinheit, und der Armenier sowohl wie der Usbeke schonen nicht ihr Blut für das große Rußland.

Der Sieg im Kriege ist eine gemeinschaftliche, kollektive Schöpfung. Ein lyrisches Gedicht, ein Bild, eine Novelle hängt vom Talent eines einzelnen ab. Heldenlieder, Oratorien, mittelalterliche Dome, Tragödien sind von vielen geschaffen worden. Unter den vielen gibt es stets einen einzelnen, der die Führung hat, den Regisseur der Ereignisse, den Kapitän des Schiffes. Einen solchen gibt es in jeder Truppe, in jeder Abteilung. Man kann ihn das Gehirn, man kann ihn die Seele nennen, man kann ihn aber auch einfacher den Kommandeur nennen. In unserem Angriff nördlich von Orel spielten eine große Rolle die Kämpfer des Schützenregiments, das unter dem Befehl des Majors Chartschenko steht. Das ist ein brünetter, stattlicher Südländer. Er trägt den Schnurrbart des Gardisten und hat die Augen eines Mannes, der es gewohnt ist, den Menschen ins Herz zu sehen. Er ist erst 33 Jahre alt, aber er hat viel gesehen und viel erlebt. Gebürtig ist er aus Stalingrad. Seine alte Mutter wartete in den Ruinen der heroischen Stadt im vergangenen Herbst auf den Sohn und auf Rußland. Die Familie des Majors brachte sich vor den Deutschen in einem Kosakendorf in Sicherheit. Erst vor einem Monat hat Chartschenko erfahren, daß seine Angehörigen gerettet sind. Er hat alles durchgemacht, was hunderttausende Russen durchgemacht haben. In den bitteren Tagen des Oktober 1941 schlug er sich mit der Waffe in der Hand durch die deutsche Umzinglung. Jene Tage zahlt jetzt Major Chartschenko den Deutschen auf der Erde von Orel heim.

Er begann den Krieg als Leutnant. Vor dem Krieg war er Tierzüchter in einem Sowjetgut. Sein Leben gleicht nicht dem Leben jener Berufsoffiziere aus der Reichswehr, die seit ihren Kinderjahren in

den Gedanken an Zangen und Einkesselungen lebten. Aber Chartschenko hat begriffen, daß man zu kämpfen verstehen muß. Und er hat es gelernt in der vordersten Linie. Ich will nicht die Bedeutung jener Kriegskunst bestreiten, die man sich in Friedenszeiten aneignet. Aber im Krieg müssen die Menschen von neuem lernen. Sie haben vieles von dem zu vergessen, was sie vor dem Krieg gelernt haben: Major Chartschenko hat die Strategie des Feindes in den Jahren 1941 und 1942 studiert. Er analysierte die Absichten der Deutschen, wie man den Mechanismus einer Uhr auseinandernimmt. Im August 1942 hat der Major gezeigt, daß er den Feind an Verstand und Schlaueit übertrifft. Seine Abteilung rückte vor und besetzte eine wichtige Höhe, die die Wege des Gegners bedrohte. Aber damals hatten wir noch wenig solcher Kommandeure, damals erwies sich eine Abteilung nach Erfüllung ihrer Aufgabe häufig als vorgeprellt und wurde nicht rechtzeitig von den Nachbarn unterstützt. Heute kämpfen neben Major Chartschenko ebenso erfahrene Kommandeure.

Der Major, ein Ritter des Suworow-Ordens, ist einfach durch die tiefe Einfachheit seiner Seele. Er liebt seine Kämpfer, kennt die Schwäche und Stärke eines jeden. Er sagte mir wunderbare Worte über das eigentliche Wesen der Kriegskunst: „Wenn die Idee des Kommandeurs dem Kämpfer verständlich ist, dann ist der Sieg gesichert.“ Er ist nicht nur ein Stratege sondern auch ein Psycholog. Er befiehlt nicht nur, sondern er erklärt und begeistert.

Ich habe zwei Stunden vor dem Angriff Generalmajor Fedjunkin gesehen zusammen mit Kommandeuren und Kämpfern. Seine Worte rüttelten die Männer auf. Er führte sie in das komplizierte Labyrinth des Sieges ein. Es schien, daß er von seinen Untergebenen Unmögliches fordere. Aber dieses Unmögliche schilderte er in allen Einzelheiten, und dadurch wurde es möglich, und am nächsten Abend sprach der Heeresbericht davon. Jeder einzelne Kämpfer fühlte sich mit dem General verbunden nicht nur durch das gemeinsame Schicksal, sondern auch durch den gemeinsamen Plan.

Wenn man sich den Raum vorstellt, den die Rote Armee in zwei Wochen befreit hat, wenn man die Verluste des Feindes berücksichtigt, dann wird klar, daß wir unsere Erfolge um einen verhältnismäßig niedrigen Preis erzielt haben. Die Stärke der Waffen, die Meisterschaft der Kommandeure, Können und Kühnheit der Kämpfer hat Tausende von Leben gerettet. Die Deutschen setzen ihren verzweifelten Widerstand fort. In dem kleinen Frontabschnitt, den die Kämpfer des Majors Chartschenko besetzt halten, gingen die Deutschen an einem Tag viermal zum Gegenangriff über und viermal gingen sie zurück, wobei sie Dutzende und Hunderte von Toten zurückließen, so wie das Meer zur Zeit der Ebbe Tang und Treibholz zurückläßt. Die Unseren aber rücken weiter vor. Früher haben die Kämpfer geglaubt, daß man ohne Panzer und ohne Artillerie nicht angreifen könne.

Jetzt bezwingt ein Dutzend Kämpfer ein Dorf. Ein Gardist sagte mir: „Die Technik ist eine gute Sache, aber mit der Technik allein kann man nichts erreichen. Man muß nachdenken, sehen und dann handeln. Kalter Verstand und heißes Herz sind auch Waffen. . . “ Hier in den vordersten Linien, in diesen lauten Tagen des Angriffs, sieht man neue Menschen: die Rote Armee hat sich vor der Welt in ihrer vollen Größe aufgerichtet.

28. Juli 1943

Generalmajor B. ANTROPOW

Der Kampf um das Aufmarschgebiet Orel

Im Herbst 1941 drangen Massen faschistischer deutscher Panzer und motorisierter Infanterie, unterstützt von starken Verbänden der Luftwaffe und zahlreicher Artillerie, nach langen und blutigen Kämpfen aus den Brjansker Wäldern nach Osten vor. Die Deutschen, die in mehreren Abschnitten angriffen, richteten ihre Hauptanstrengungen auf Orel und die anderen in der Nähe gelegenen großen Ortschaften. Anfang Oktober eroberte der Feind Orel. Bald danach fielen Bolchow und Mzensk. Der Gegner brachte nach und nach das wichtige Aufmarschgebiet in seinen Besitz und schuf dadurch eine Reihe neuer Bedrohungen für die großen Zentren unseres Landes, die nördlich, ostwärts und südostwärts von Orel liegen.

Das Oberkommando der deutschen Wehrmacht maß dem Aufmarschgebiet Orel große Bedeutung bei. Dem zwischen Bolchow, Mzensk und Orel liegenden Geländedreieck wiesen die Hitlerfaschisten insbesondere in ihren Plänen für die Einnahme Moskaus eine erstklassige Bedeutung zu. Auf Grund seiner Größe und seiner Geländevorteile gestattete dieses Dreieck dem Gegner, für den Angriff große Truppenverbände zu entfalten. Das Dreieck selbst und die umliegenden Bezirke ermöglichten es, mit Massen von schweren technischen Kampfmitteln und lebendigen Kräften frei zu operieren. Durch den Besitz des Aufmarschgebiets Orel verfügte der Feind in seinem Rücken über wichtige Eisenbahn- und Straßenknotenpunkte und konnte in unmittelbarer Nähe der Frontlinie mächtige Basen schaffen für die Verpflegung der Armeen, die befähigt waren, einen neuen Vorstoß zu unternehmen.

Orel ist ein großer Knotenpunkt radialer Eisenbahnen und Chausseen, die nach allen Seiten auseinanderlaufen. Parallel zur Front laufende Querstraßen sicherten den Deutschen die Möglichkeit breiter operativer Manöver. Diese äußerst wichtigen Verkehrs- und Verbindungswege versorgten nicht nur die Stoßgruppe des Feindes im Raume

von Orel, sondern auch eine Reihe anderer deutscher Heeresgruppen. Unser Aufklärungsdienst beobachtete monatelang den endlosen Strom von Transporten mit Truppen, Munition und Waffen, die durch Brjansk—Orel rollten. Nebenbei wollen wir bemerken, daß im vergangenen Jahr die mächtige Stoßgruppe der Deutschen im Raume von Stalingrad in beträchtlichem Maße über den Knotenpunkt Orel mit Reserven versorgt wurde.

Da die Deutschen den strategischen Wert des Aufmarschgebiets Orel verstanden, hatten sie alle Maßnahmen getroffen, um es sich zu sichern. 22 Monate hatten sie, ohne Kräfte und Mittel zu schonen, die Verteidigung dieses Aufmarschgebietes verstärkt und mehrere Gürtel befestigter Stellungen ausgebaut, die parallel zur Hauptkampflinie nach Westen verliefen. Das offene Gelände, durchschnitten von Schluchten und Flußtälern, bedeckt mit kleinen Waldstücken und überall zerstreuten Hügeln und Höhenzügen, war geschickt ausgenutzt worden, um ein tiefes und festes Verteidigungssystem zu schaffen.

Das Aufmarschgebiet Orel gab dem Gegner viele Vorteile, war aber gleichzeitig auch ein Platz, dem ständig Gefahr drohte. All das zwang die Deutschen, besonders eilig und sorgfältig die Seiten ihres Dreiecks zu verstärken und sowohl in dem Dreieck als auch in seiner Nähe starke Kräfte zu konzentrieren. Und als die notwendigen Abschnitte genügend befestigt waren, begannen die Deutschen intensiv zum Angriff zu rüsten, um die operativen Vorteile des Aufmarschgebietes Orel auszunutzen. Der Angriff begann am 5. Juli dieses Jahres. Ihre Hauptanstrengungen richteten die Deutschen darauf, durch konzentrische Vorstöße von Norden und Süden her in der allgemeinen Richtung Kursk unsere Verteidigung zu durchbrechen und die im Bogen des Kursker Frontvorsprungs stehenden Sowjettruppen einzukesseln und zu vernichten. Dadurch hätte der Feind sein Aufmarschgebiet Orel beträchtlich verbreitert, es von der Gefahr eines Flankenangriffes aus dem Süden befreit und hätte dann die im Raum von Orel konzentrierten Massen an Menschen und Material durch die Bresche nach Osten vorrücken lassen können.

Zu Beginn seines Angriffes aus dem Raume Orel brachte der Feind allein in der Richtung Orel—Kursk insgesamt 7 Panzerdivisionen, 11 Infanteriedivisionen und 2 motorisierte Divisionen zum Einsatz. Im Verlauf einer Woche hielten unsere Truppen den außerordentlich starken Schlägen vor allem der großen Panzermassen des Gegners stand. Auf einem einzigen Abschnitt vermochten die Deutschen unbeträchtlich vorzudringen, wobei sie das Schlachtfeld mit Tausenden von Leichen ihrer Soldaten und Offiziere, mit hunderten außer Gefecht gesetzten Panzern und vielen anderen technischen Kampfmitteln buchstäblich besäten. Im ganzen aber hatte der Gegner keine halbwegs bedeutenden Erfolge erzielt, sein Angriff war gescheitert.

Am Morgen des 12. Juli, nach mehreren nächtlichen Flugangriffen unserer Kampfflieger, die eine große Bombenlast auf die deutsche Verteidigung abwarfen, gingen dann die Sowjettruppen zum Angriff über und stellten in zwei Tagen die Lage wieder her. Somit war der Sommerangriff der Deutschen in diesem Abschnitt liquidiert. Fast zur selben Zeit begann der Angriff nördlich und ostwärts von Orel. Südlich von Orel fuhren unsere Truppen ebenfalls fort, den Gegner zurückzudrängen. An diesem Tag entwickelte sich eine erbitterte Schlacht im ganzen Raum des Aufmarschgebietes Orel unter Beteiligung einer gewaltigen Masse von Truppen aller Waffengattungen. Gleich in den ersten Tagen vermochten unsere Truppen, den Hauptverteidigungsgürtel des Gegners an drei Stellen — südlich, nördlich und ostwärts von Orel — zu durchbrechen. In der deutschen Verteidigung klafften auf einen Schlag einige tiefe Risse; mächtige Keile waren in sie eingetrieben worden.

Aber das Aufmarschgebiet Orel bildete fraglos eine äußerst mächtige Festung. Die vielgliedrige Verteidigung ermöglichte es den Deutschen, zur Behauptung des Aufmarschgebietes Orel starke Kräfte einzusetzen. Der Gegner, der überall hartnäckigen Widerstand leistete, bemühte sich, durch Feuer und Gegenstöße das Vordringen unserer Truppen aufzuhalten. Buchstäblich um jeden Höhenzug, um jede Ortschaft wurde erbittert gekämpft. Die Deutschen vermochten, eiligst einige Divisionen, darunter 4 Panzerdivisionen und eine motorisierte Division, nach Orel zu werfen. Täglich mußten unsere Truppen bis zu zehn Gegenstöße abschlagen, an denen beträchtliche Infanterie- und Panzerkräfte, darunter schwere Panzer vom Typ „Tiger“, teilnahmen, die von zahlreichen Flugzeugen unterstützt wurden. An einzelnen Tagen erreichte an einem schmalen Frontabschnitt die Zahl der gegnerischen Anflüge 1500.

Das beharrliche Streben des Gegners, um jeden beliebigen Preis das Aufmarschgebiet Orel zu behaupten, war bestimmend für den hartnäckigen Charakter der Kämpfe, und die Besonderheiten des Kampfschauplatzes bestimmten die Taktik des Handelns, da sie von unseren Truppen Anpassung an die Geländeverhältnisse forderten. Wir wollen nur einige der Hauptbesonderheiten der Kämpfe im Aufmarschgebiet Orel hervorheben.

Nach dem Durchbruch einer Verteidigung in einer bestimmten Tiefe hört gewöhnlich der Widerstand des Gegners zeitweise auf oder wird jedenfalls schwächer. Hier geschah das nicht. Der Widerstand der Verteidiger ließ in der ganzen Tiefe der Verteidigung nicht nach. Das lag daran, daß Orel von sehr zahlreichen Verteidigungsstellungen umgeben war. Von der Hauptkampflinie der Verteidigung bis nach Orel erstreckten sich in allen Richtungen geschlossene Verteidigungslinien. Auch wenn die Deutschen sich in einzelnen Abschnitten zur Flucht wandten, so klammerten sie sich doch sofort wieder an einen

anderen Abschnitt an. Der Gegner stellte in aller Eile die Tiefe seiner Verteidigung wieder her. Er war bestrebt, durch starke Gegenstöße das Vordringen unserer Truppen aufzuhalten, während er gleichzeitig aus der Tiefe frische Truppen heranzog und mit ihnen die vorher ausgebauten Schützengräben besetzte. Solange weiter vorn gekämpft wurde, verbesserten die Deutschen diese Grabenanlagen, organisierten das Feuersystem, bauten eine dauerhafte Panzerabwehr. In den Kampf gegen unsere Panzer warfen sie die ganze ihnen zur Verfügung stehende Artillerie. Insbesondere nahmen sie sogar die Flakbatterien, die wichtige Objekte verteidigten, aus ihren Stellungen heraus und setzten sie auf dem Schlachtfeld gegen unsere Panzer ein. Infolgedessen trafen die Angreifenden bei jedem Schritt des Vordringens auf neue Verteidigungsstellungen des Gegners, die mit frischen Kräften besetzt waren.

Das bestimmte den Charakter der Operationen unserer Truppen. Man mußte die verwundbarsten Stellen der feindlichen Verteidigung herausfinden, oft auf sehr schmalen Abschnitten in sie einbrechen, um dann die feindliche Verteidigung von innen her zu erschüttern und aufzurollen. Die feindlichen Verteidigungsnerster wurden in ihre einzelnen Stützpunkte zerschlagen und dann wurden diese Punkte einzeln vernichtet. In sehr breitem Umfang kamen Umgehungen und Umfassungen, Vorstöße in die Flanken und in den Rücken zur Anwendung. Der Ausgang der Kämpfe um Mzensk z. B. wurde sehr schnell entschieden durch ein äußerst gelungenes Manöver unserer Truppen im Nachbarabschnitt.

Indem unsere Truppen den wütenden Widerstand des Gegners brachen und seine unaufhörlichen Gegenstöße zurückschlugen, befreiten sie schon in den ersten Tagen des Kampfes Hunderte von Ortschaften und brachten den Deutschen gewaltige Material- und Menschenverluste bei. Der Erfolg des Angriffs war gewährleistet durch das ausgezeichnete Zusammenwirken aller Waffengattungen und durch die geschickte Führung der Truppe. Es genügt hervorzuheben, daß es z. B. in keiner einzigen Division selbst während der stärksten Gegenstöße des Gegners vorgekommen ist, daß die Führung zeitweise verlorenging.

Trotz all der heftigen Gegenangriffe des Gegners gab unsere Infanterie kein einziges Mal die eroberten Stellungen auf. Es kam häufig vor, daß gegen eine unserer Kompanien der Feind ein Bataillon Infanterie mit Panzern in den Gegenangriff warf, aber die Kompanie kämpfte standhaft. In den Kämpfen im Aufmarschgebiet Orel trug unsere Infanterie im Zusammenwirken mit den anderen Waffengattungen die ganze Schwere der vieltägigen hartnäckigen Kämpfe auf ihren Schultern. Von ihrem Aufmarsch, ihrem Angriffsschwung, ihrer Sturmtätigkeit in der Tiefe des Verteidigungssystems, ihrer unablässigen Verfolgung des Gegners hing in großem Maße der Ausgang des Kampfes ab. Die Infanterie entschied in der Regel den Erfolg.

Sie legte große Manövriertätigkeit an den Tag. Unter Anwendung neuer Gefechtsformen überwand die Infanterie geschickt die feindliche Verteidigung, so zäh diese auch sein mochte, brachte dem Gegner gewaltige Verluste bei und setzte ihre eigenen Verluste auf ein Mindestmaß herab. Alle Truppenkommandeure heben weiterhin die ausgezeichnete Kampftätigkeit der Artillerie, der Luftwaffe und der Panzer zur Unterstützung der Infanterie hervor.

Am 20. Juli schnitten unsere beweglichen Truppen die Heerstraße Mzensk—Orel ab und besetzten bald darauf Mzensk. Mit dem Verlust von Mzensk war der Gegner eines günstigen Aufmarschgebietes und eines wichtigen Stützpunktes beraubt, der Orel deckte. Das war der tiefste Riß in dem feindlichen Dreieck. Bald darauf nahmen unsere Truppen nach erbitterten, mehrere Tage dauernden Kämpfen Bolchow, indem sie es von einigen Seiten umgingen. Damit hatten sie den zweiten Vorposten des Gegners, der Orel im Norden deckte, in ihren Besitz gebracht.

Die Einnahme von Mzensk und Bolchow war ein großer Sieg unserer Truppen. Der Verlust dieser Städte bedeutete für die Deutschen den Verlust eines großen Teils des Aufmarschgebiets Orel, das im Verlauf fast zweier Jahre sorgsam für die Verteidigung ausgebaut worden war. In zehn Kampftagen entrissen unsere Truppen dem Gegner den Abschnitt, den er volle 22 Monate lang sorgfältig befestigt hatte. Aber noch war der Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt Orel in den Händen der Deutschen. Der Schwerpunkt der Kampfhandlungen wurde jetzt unmittelbar auf die Stadt Orel und auf ihr nächstes Vor-
gelände verlegt. Es begannen die Kämpfe um Orel selbst. Sie zeichneten sich ebenfalls durch äußerste Erbitterung und Anspannung aus. Die Deutschen strengten alle Kräfte an, um sich an den Wasserläufen zu halten, die die Stadt umgeben. Sie warfen eine Menge von Panzern, Infanterie und Flugzeugen hierher. Nach einigen Versuchen, die Verteidigung der Deutschen ostwärts der Stadt zu durchbrechen, kam unser Oberkommando zu dem Schluß, daß es viel zweckmäßiger sei, ein Umgehungsmanöver durchzuführen. Unsere Truppen begannen, den Orel Frontvorsprung, der seinem Umfang nach schon beträchtlich kleiner geworden war, von Süden und von Norden her zu umgehen. Sofort erreichten die Kämpfe hier eine unerhörte Heftigkeit.

Während aller Tage der Kämpfe im Abschnitt Orel war regnerisches Wetter, das die Angriffshandlungen unserer Artillerie, unserer Luftwaffe und unserer Panzer erschwerte, das aber das Vordringen der Truppen der Roten Armee, die sich der Stadt Orel immer mehr näherten, nicht aufhalten konnte. Unsere Truppen verstanden, die viele Kilometer tiefe Verteidigung der Deutschen zu überwinden, sie paßten sich im Verlauf des Angriffes geschickt den charakteristischen Besonderheiten des Kriegsschauplatzes an. Die große Organisiertheit, das geschickte Zusammenwirken aller Waffengattungen, die feste Führung

der Kämpfe, die allergrößte Tapferkeit unserer Kämpfer, ihr unaufhaltsamer Angriffsschwung — das ist es, was den Erfolg unserer Schläge gegen das Aufmarschgebiet Orel entschied.

Am 3. August vermochten viele unserer Truppen nach Überwindung des Widerstandes des Gegners in einer Reihe von Abschnitten dicht an Orel heranzukommen. Unter den Schlägen der Angreifer war der Gegner gezwungen, in mehreren Abschnitten die Hauptverteidigungsstellungen, die Orel deckten, aufzugeben, die nach dem letzten Wort der Befestigungstechnik ausgerüsteten Bunker, Schützengräben, gepanzerten Feuernester zu räumen und viele technischen Kampfmittel und Geschütze im Stich zu lassen.

In der Nacht auf den 4. August führten unsere Truppen in zwei Abschnitten ein gelungenes Manöver durch, versetzten dem Gegner einige kurze, aber kräftige Schläge und brachten ihm dadurch wiederum eine ernste Niederlage bei. In diesen Abschnitten war die Verteidigung der Deutschen endgültig durchbrochen, und der Gegner begann schleunigst zurückzugehen. Unsere Truppen drangen bei der Verfolgung der Deutschen fast auf ihren Fersen in die Stadt ein und brachten die nördlichen und ostwärtigen Außenbezirke Orels in ihren Besitz.

Sofort entbrannte der Straßenkampf. Allem Anschein nach hatten die Deutschen beabsichtigt, sich in der Stadt selbst zu verteidigen, wozu sie hier ziemlich feste Stellungen vorbereitet hatten. Ihr Feuer-system war so aufgebaut, daß die in die Stadt einbrechenden Truppen unter Flankenfeuer geraten sollten. Aber dieser Plan der Deutschen scheiterte. Die Angriffe unserer Truppen waren so stürmisch, daß sofort mehrere feindliche Stützpunkte zerschlagen waren, während andere von den Deutschen verlassen wurden, die eine Straße nach der anderen aufgeben mußten.

Bald gelang es den Angreifern, auch an anderen Abschnitten in Orel einzudringen. Ein beträchtlicher Teil der Stadt war jetzt schon vom Kampf erfaßt. Unsere Truppen drangen zum Zentrum der Stadt vor, versetzten dem Gegner einen Schlag nach dem anderen und brachten nach und nach Orel in ihren Besitz. Die Angriffe der Schützenabteilungen wurden geschickt von der Artillerie unterstützt. Insbesondere die Mannschaften der leichten Geschütze, die in der Gefechtsordnung der Infanterie vorgingen, zerstörten in direktem Schuß die Barrikaden und richteten ihr Feuer auf die einzelnen feindlichen Widerstandsherde.

Der Erfolg unserer Truppen, die bei Orel angriffen, war vor allem bedingt durch die Plötzlichkeit der Vorstöße und das kunstvolle Manövrieren. Nirgendwo ließ der Widerstand der Deutschen auch nur für eine Stunde nach. Besonders hartnäckig war er an den Flanken des Verteidigungsgürtels, der sich von Orel nach Südwesten zieht. Trotzdem zwangen unsere Truppen die Deutschen zum Rückzug, da sie für diese ungünstige Kampfbedingungen schufen. Unsere Infanterie

brach mit Unterstützung von Panzern und Artillerie in die Tiefe der feindlichen Verteidigung ein, rollte sie von innen auf, zerstörte das schießtechnische und taktische Zusammenwirken der einzelnen Stützpunkte und brachte den Deutschen überall gewaltige Verluste bei, wodurch sie sie zum Rückzug nötigte. Ebenso kunstvoll operierte unsere Infanterie auch in den Straßenkämpfen. Kühn und schnell erstürmte sie die Stützpunkte, die der Gegner in den großen, steinernen Gebäuden eingerichtet hatte, drang in den Rücken seiner einzelnen Gruppen vor, umzingelte und vernichtete sie. So schlugen unsere Truppen, indem sie eine Straße nach der anderen eroberten, die Deutschen aus Orel hinaus und brachten die Stadt völlig in ihren Besitz.

6. August 1943

VALENTIN ANTONOW

Orel, 5. August

Unter uns liegt der Schauplatz einer der größten Schlachten der Gegenwart — ein nacktes, von Rinnen, Schluchten und Mulden durchschnittenen Gelände, fast ohne alle Vegetation. Verlassene, zerstörte Dörfer, qualmende Häuser, zerstampfte Fluren jagen unter unserem Flugzeug dahin. Weit in der Ferne tauchen verschwommen in der schwülen, flimmernden Luft des Sommertages die Umrisse der Stadt auf.

Das Schicksal Orels wurde im Vorgelände weit vor der Stadt entschieden. Der Kampf um die Stadt begann beträchtlich früher, als unsere Truppen das Pflaster ihrer Vorstadtstraßen betraten. Wir gebrauchen häufig das Wort: Frontlinie. Hier, wo die Deutschen versuchten, unseren Angriff zum Stehen zu bringen, sagt dieser Begriff gar nichts. Man kann schwerlich als Linie bezeichnen, was sich mehrere Kilometer breit erstreckt. Wir jagen über ein Labyrinth von Schützengräben, Verbindungsgräben, Bunkern und Unterständen. Die Gräben ziehen sich in allen Längs- und Querrichtungen dahin, laufen zusammen, streben wieder nach verschiedenen Seiten auseinander und bilden eine wunderliche Zeichnung auf den gelben Quadraten der Felder und dem grünen Teppich der Wiesen. Kilometer um Kilometer zieht sich die zerfurchte Erde dahin — die Hauptkampflinie der deutschen Verteidigung.

Von der Höhe unseres Fluges aus sehen wir noch ein anderes Muster, eingewebt in dem gelbgrünen Grund. Schwarze Flecken der Sprengtrichter unserer Bomben, gerade Linien, gezogen von den Raupenkettenspannern unserer Panzer. Die Sowjetgeschütze sind vorgerückt, unsere Kampfflieger sind nach Westen geflogen und unsere Granatwerferschützen marschieren jetzt auf der Brjansker Heerstraße. Die bescheidenen und schlichten Männer haben schweigend das Ihre getan. Ihre schwere

Arbeit erwies sich stärker als alles, was der gerissene, listige Feind aushecken konnte. Mehr als einmal versuchte er, die Lawine unseres Angriffes aufzuhalten, er klammerte sich an jede Schlucht, an jedes Flößchen, grub sich blitzschnell in die Erde ein, verwandelte Pferde­ställe in Feuerpunkte, stellte seine Panzer in Scheunen auf, durchgrub und durchwühlte die Erde wie ein Maulwurf. Aber jedesmal wurde er durch die Wucht des Vorstoßes der Sowjettruppen weiter nach Westen geworfen, immer näher und näher an Orel heran.

Wir fliegen über die Straßen, über die die deutsche Armee zurück­geht. Die Fluren, Wäldchen und Getreidefelder sind mit Minen gespickt. Die Pioniere kommen kaum mit der Truppe mit. Im Umkreis der Stadt, die eben erst genommen ist, gibt es noch keinen einzigen Lan­deplatz. Wir landen auf freiem Feld und eilen dann im Kraftwagen die Chaussee entlang, über die im Oktober 1941 die Deutschen nach Mos­kau zu fahren gedachten. In dichten Staubwolken bewegt sich ein Strom von Kraftfahrzeugen, Troßwagen und Menschen zur Stadt. Freudige Nachrichten haben Flügel. Hunderte und Tausende von Vertriebenen, die sich während der langen Monate der deutschen Herr­schaft in den Ortschaften und Dörfern verborgen gehalten haben, ziehen jetzt hinter der Roten Armee ihrer Heimatstadt zu.

Hier und da hat man vorsorglicherweise lakonische Wegweiser befestigt: „Nach Orel“. Aber wer könnte sich heute verirren, und wer braucht nach dem Weg zu fragen? Heute führen alle Wege nach dieser Stadt. Uns entgegen kommen Gefangene. Sie marschieren nach hinten, mit grauem Staub bedeckt, mit hängenden Köpfen, diese Deutschen von Orel, die mit der Stadt auch den letzten Glauben an ihren „Führer“ verloren haben.

— Ihr habt verspielt, ihr Helden!, schreit ihnen jemand zu.

Die Gefangenen marschieren weiter, niedergeschlagen, gleichgültig und unempfindlich für die Hitze und alles, was auf der Straße vor sich geht. Plötzlich dreht sich einer von ihnen um, offenbar will er etwas sagen, betrachtet die Kolonnen der Kämpfer, die Kraftfahrzeuge, die Geschütze, zuckt dann hoffnungslos die Achseln und marschiert weiter.

Vom Straßenrand winkt man den Kraftfahrzeugen mit erhobenem Arm. Die Wagen halten, und die Kämpfer werfen Säcke, Bündel und Hausgerät der Rückkehrer auf die Wagen. An uns vorbei huschen freudig erregte Gesichter. Ein kleines Mädchen wirft uns einen Blumen­strauß zu. Eine ältere Frau steht mit glücklich lächelndem Gesicht da und labt einen Kämpfer mit kaltem Wasser. Gerade will sie nach Hause gehen, als wieder Leute kommen, und sie bleibt und schöpft mit demselben freundlichen Lächeln einen Eimer um den anderen.

Plötzlich taucht vor unserem Kraftwagen die Gestalt eines alten Mannes auf. Er winkt mit der Hand. Wir halten. Der Alte ruft trium­phierend:

— Unser Getreide hat das deutsche Gesindel doch nicht gekriegt! Wir werden es selber essen!

Das war alles, was der Alte sagen wollte, darum hat er unsere Maschine angehalten. Er mußte den auf ihn einstürmenden Gefühlen Ausdruck geben. Er wollte, wir sollten mit ihm kommen und das Getreide prüfen, die schweren Ähren ansehen, die sich fast bis zur Erde neigten.

Die breite, fest gewalzte Straße führt uns nach der Stadt. Die Deutschen kamen nicht mehr dazu, sie zu zerstören. Nur hier und da muß man von der Chaussee abbiegen, um eine gesprengte Brücke zu umfahren. Aber nicht alle Brücken haben die zurückgehenden Deutschen zerstören können.

* * *

Endlich taucht die Stadt auf. Die Eisenbahnstation. Von fern schimmern trügerisch die weißen Gebäude des Bahnhofs. Nur die nackten Wände stehen noch, ein völlig ausgebranntes Gebäude. Keine einzige der Bahnhofsanlagen ist unversehrt. Auf den Gleisen liegen Eisen-, Holz- und Steintrümmer, die Schienen sind sorgfältig, mit deutscher Gründlichkeit, alle 2—3 Meter gesprengt.

Die Moskauer Straße. An den Häusern deutsche Aufschriften und deutsche Schilder. An der rechten Seite stehen die Mauern einer ehemaligen Fabrik. Im Innern des steinernen Kastens liegen zersplitterte Balken, Haufen von Metalltrümmern und Reste von Kraftfahrzeugen. Es ist, als ob über die schöne Straße ein entsetzlicher Orkan hinweggefegt wäre. Eine Ruine neben der anderen. Alle großen Gebäude von einiger Bedeutung sind gesprengt oder ausgebrannt.

An der Fassade eines ausgebrannten Lichtspieltheaters ist nur das deutsche Schild heil geblieben: „Soldatenkino“. Etwas weiter liegt ein anderes Soldatenlokal. Ein Schild besagt, daß sich hier ein Soldatenrestaurant befand. Die Deutschen hatten es in dem Gebäude der ehemaligen Poliklinik untergebracht, nachdem sie die Einrichtung dieser städtischen Heilanstalt erbarmungslos zerstört hatten. Unter dem harmlosen Aushängeschild des Restaurants verbarg sich ein Bordell. An den Bäumen auf dem Platz vor den Fenstern wurden Sowjetmenschen aufgehangen.

Eine Einwohnerin der Stadt, Prasskowja Iwanowna Iwanowa, erzählt schluchzend über die Zeit der deutschen Sklaverei, die wie ein entsetzlicher Alpdruck auf der Stadt lastete. Ihre Fenster gingen ebenfalls auf diesen Platz hinaus, und die entsetzlichen Bilder der Hinrichtungen haben sich für ihr ganzes Leben ihrem Gedächtnis eingeprägt. Fünf Tage lang hingen die hingerichteten Sowjetpatrioten. Prasskowja Iwanowna erwartete zitternd, wann die Reihe an sie und ihren Sohn kommen würde. Einmal wurde sie festgenommen und in die Gestapo geschleppt. Man schlug sie, gab ihr weder Brot noch Wasser

und ließ dann endlich die kranke, mißhandelte Frau wieder los, ohne etwas erreicht zu haben. Dann spürten die Henker hinter ihrem Sohn her. Heimlich in der Nacht brachte Prasskowja Iwanowna ihren Sohn in ein Dorf. Bis zum Ende der deutschen Herrschaft zog er unter falschem Namen von einem Dorf ins andere.

Auf Schritt und Tritt wurde der Sowjetmensch in seiner Heimatstadt maßlos in seiner Menschenwürde erniedrigt. Alles für den Deutschen, und nichts für den Russen, mit Ausnahme des Galgens und des Kirchhofs. Diese Galgen standen sowohl auf dem Platz „1. Mai“ als auch im Stadtgarten und am Bahnhof. Wer von den Einwohnern der Stadt den Folterungen und Hinrichtungen entkam, war zum qualvollen Hungertod verurteilt. Die Deutschen gaben den Einwohnern kein Brot. Die Menschen starben vor Hunger; sie liefen in die Dörfer, verkauften das letzte, was sie besaßen und was ihnen die Eindringlinge nicht hatten wegnehmen können.

Einen besonders traurigen Ruhm hatte in Orel das Kriegsgefangenenlager. Es war eine entsetzliche Todesfabrik, wo die Menschen methodisch und ohne Ausnahme vernichtet wurden. Die Lagerordnung verdamnte den Menschen zum Tod. Wenn im Winter die Gefangenen von ihrer übermenschlich schweren Arbeit zurückkehrten, trieb man sie in Zellen, in denen es kein einziges ganzes Fenster, keinen einzigen Ofen gab. Sie erhielten verfaulte Soja und Wasser. Nicht einmal die jämmerlichste Brotration stand ihnen zu. Nach bescheidenen Berechnungen von Augenzeugen wurden täglich aus diesem Lager mindestens 50 Leichen weggeschafft. Vor der Stadt, bei der Ziegelei und dem Zivilflughafen, waren jede Nacht Schüsse zu hören. Hierher brachte man die Verhafteten aus dem Gestapogefängnis und erschöß sie. Alexander Nesterow, ein Einwohner der Stadt, hatte im Kriegsgefangenenlager einen Bruder — Iwan —, der dort ermordet wurde. Das einzige, was Alexander Nesterow erreichen konnte, war die Möglichkeit, einen Blick auf den Leichnam zu werfen.

Die Bevölkerung war völlig schutzlos. Das Schicksal eines jeden Einwohners der Stadt konnte ein betrunkenen Soldat entscheiden. Abends war die Stadt ausgestorben. Keiner hatte das Recht, sich auf der Straße zu zeigen. Die Menschen hockten in ihren finsternen, kalten Winkeln und hörten auf das wüste Schreien der bummelnden Deutschen. Jeden Abend fanden in dem sogenannten Offizierskasino lärmende Zechgelage statt. Offiziell war das Kasino nur eine Offiziersspeiseanstalt, aber in Wirklichkeit war auch das nur ein Bordell. Besonders schamlose Orgien veranstaltete man in dem Offiziersrestaurant in der Oktoberstraße.

Die einstmals heitere, saubere, kultivierte Stadt Orel war unter den Deutschen ein finsternes, trostloses Gefängnis für den Sowjetmenschen geworden. Die geringste Übertretung der zahllosen „Regeln“ wurde mit dem Tode bestraft. Im vergangenen Winter wurden in der Stadt

drei Menschen hingerichtet, die sich geweigert hatten, Schnee zu schippen. Sie waren nicht zur Arbeit gekommen, weil deutsche Soldaten ihnen die Schuhe weggenommen hatten. Aber die Gestapohenker ließen sich auf keinerlei Erklärungen ein.

In der letzten Zeit, als die Hitlerfaschisten schon fühlten, daß sie würden abziehen müssen, veranstalteten sie häufig Razzien auf die Einwohner der Stadt. Hunderte von Polizisten, Soldaten und Offiziere durchstöberten die Wohnungen. Sie hetzten Hunde auf Frauen und Kinder, fesselten ihre Gefangenen, verluden sie in Waggons und schickten sie transportweise nach Deutschland. Die Menschen versteckten sich auf den Dachböden und in Kellern, flüchteten in die Dörfer, um der verhaßten faschistischen Sklaverei zu entgehen.

* * *

Nach den langen qualvollen Monaten der faschistischen Gefangenschaft ist die Bevölkerung Orels zum erstenmal wieder ohne Angst und Bangen auf die Straße gegangen. Erschütternde Bilder haben wir heute in Orel gesehen. Niemand saß allein zu Hause. In jeder Wohnung war ein Kämpfer der Roten Armee als Ehrengast. Dutzende und Hunderte von Freiwilligen waren zur Oka gegangen, um den Kämpfern zu helfen, die Fähre in Ordnung zu bringen und die Kolonnen der Kraftfahrzeuge und Troßwagen herüberzuschaffen.

Durch die Hauptstraße der Stadt führte man einen gefangenen Deutschen. Man hatte ihn in einem Garten abgefaßt. Der kräftige Bursch blickte mit gerunzelter Stirn finster um sich. Hinter dem Gefangenen liefen Kinder her. Haßerfüllte Blicke begleiteten ihn auf seinem ganzen Weg zur Kommandantur.

Ich sah, wie unsere Kämpfer ankamen. Fast in jedes Haus lud man sie ein. Ein Kraftwagen brauchte bloß anzuhalten, und gleich liefen Menschen herbei, die hilfsbereit fragten, ob sie den Weg zeigen sollten. Auf der breiten Moskauer Straße hielten Panzer. Sofort sammelte sich eine Menge an, und die Tankisten mußten eine improvisierte Versammlung eröffnen und auf Dutzende von Fragen antworten.

An einer der zentralen Straßenkreuzungen tauchte unser Lautsprecherwagen auf. Die feierlichen Klänge der Nationalhymne schwebten über die mißhandelte Stadt. In einigen Minuten war der Platz voller Menschen, die ehrfurchtsvoll die Köpfe entblößt hatten. In diesem Augenblick erschienen in der Luft unsere Flugzeuge. Irgend jemand konnte nicht mehr an sich halten, schrie „Hurra!“ und warf seine Mütze in die Luft. Dieser Ruf erfaßte sofort den ganzen Platz.

... Die Schlacht um Orel wird in die Geschichte des Vaterländischen Krieges als eine ihrer glänzendsten Seiten eingehen. Die Ehre, den letzten, entscheidenden Schlag zu führen, fiel den Kämpfern der 5., 129. und 380. Schützendivision zu. Die Deutschen versuchten, im nahen Vorgelände der Stadt, bei der Arbeitersiedlung Mosty und der Ort-

schaft Olchowez, hartnäckigen Widerstand zu leisten. Sie hatten hier eine Menge Artillerie konzentriert. Aber das wütende Feuer der Deutschen konnte unsere Infanteristen und unsere Panzer nicht aufhalten. Am 4. August, um 13 Uhr, waren die Sowjettruppen unmittelbar an die Stadt herangekommen, überschritten dann den Eisenbahndamm und drangen in den Ostteil der Stadt Orel ein.

In erbitterten Straßenkämpfen wurde der Widerstand des Feindes gebrochen, der den Versuch unternommen hatte, sich am Westufer der Oka zu halten, und die Stadt ging restlos in unsere Hand über. Mit ewigem Ruhm bedeckten sich in diesen Kämpfen unsere tapferen Infanteristen und Tankisten. Die Panzerbesatzung des Panzerführers Shemtschushny nahm an acht Angriffen gegen den Feind teil und kämpfte mit Berserkerwut. Der Führer einer Kompanie leichter Panzer, Martschenko, dessen Maschine zerschossen wurde, sprang auf den Boden, griff nach seinem Revolver und schrie:

— Wir werden unserer Fahne keine Schande machen!

Er stürzte vorwärts, und hinter ihm drang die Infanterie vor und jagte den Feind vor sich her.

Orel, die gepeinigzte, vielgeprüfte Stadt, ist wieder in die Familie der Sowjetstädte zurückgekehrt. Unter dem durchsichtig klaren Augusthimmel weht auf den Dächern der Stadt wiederum das rote Banner.

6. August 1943

BORIS GALIN

Im Kampf um Belgorod

Bei Tagesanbruch verlegte der Divisionskommandeur seinen Beobachtungsstand auf die Kreideberge. Der massige, hochgewachsene Mann in der durchschwitzten Feldbluse wandte das Gesicht der Stadt zu und blickte lange und schweigend in die Weite, wo die Rauchwolken der Einschläge aufstiegen. Er beherrschte sich, er sprach knapp und mit heiserer Stimme, aber die Ungeduld brannte in ihm. Dieses Gefühl erlebten an jenem Morgen wohl alle — vom Soldaten bis zum Divisionskommandeur: nur dieses Feld noch, und dahinter — Belgorod. Noch standen die Höhenzüge im Qualm der Abschüsse und Einschläge, noch brannten steil aufgebäumt die Waggonen auf den Gleisen, und in den Schluchten ballten sich Rauchfetzen. Dieses Feld mußten sie überschreiten, mit seinen blauen Blumen, seinem silbergrauen Wermutkraut und zerstampften Roggen, diese anderthalb Kilometer Feuer überspringen — das war jetzt das schwerste.

Gardeoberst Serjugin kannte diese Stadt, die das Ziel der Kampfoperation war, nur von der Karte her. Jetzt sah er sie in realer Gestalt.

Sie lag wie auf der flachen Hand vor ihm, mit ihren Schiefer- und Eisendächern, ihren Straßen und grünen Gäßchen, über denen aufgeschreckte Vögel unruhig flatterten. . . Jetzt kam alles darauf an, das Angriffstempo beizubehalten und die Stoßkraft der Division zu verstärken. Der Oberst forderte den Lagebericht; über die Karte gebeugt, nahm er die Funkmeldungen aus den Regimentern entgegen, und die Karte wurde vor seinen Augen lebendig. Er sah ihn vor sich, den Abschnitt, den Proschunins Regiment erreicht hatte, er sah den Vorstoß Rjabzews und die Umgebungsbewegung der Abteilung Serebrjajkows; er spürte die ganze Dynamik des Gefechts, das auf einem vier Kilometer breiten Streifen entbrannt war.

Im Rücken der Division lagen die rauchenden deutschen Verteidigungsanlagen, vor ihnen lag die Stadt, die die Deutschen zu einer mächtigen Feuerstellung ausgebaut hatten. 36 Stunden hatte die Division im Vorgelände weit vor der Stadt gekämpft, mit der linken Flanke an den nördlichen Donez gelehnt. Am zweiten Tag hatte die 89. Gardedivision die Verbände einer deutschen Division zurückgeworfen und war unmittelbar an die alten, stark befestigten Verteidigungsstellungen der Deutschen herangekommen. Nach dem Plan des Oberkommandos sollte die 89. Gardedivision dem Feind den Hauptschlag versetzen. Die größten Sorgen bereiteten den Deutschen ihre Flanken; sie kannten die wachsende Fähigkeit der Russen, den Gegner in die Zange zu nehmen, ihn aufzurollen und zu vernichten. Einen Frontalangriff hatten sie nicht erwartet. Und als die 89. Gardedivision nach einem unerwarteten Manöver durch einen stürmischen Angriff aller drei Regimenter, unterstützt von Artillerie und Luftwaffe, sich in den Hauptabschnitt der deutschen Verteidigung eingekeilt hatte, geriet der Gegner, der psychologisch darauf nicht vorbereitet war, ins Wanken.

Es kommt selten vor, daß die Durchführung genau dem Plan entspricht. Aber diesmal entwickelte sich der Angriff, sowohl was die Zeit als auch was den Raum anbetrifft, genau so, wie es vorgesehen war. Weil der Oberst es aber nicht berufen und das Unheil nicht herausfordern wollte, sagte er halblaut vor sich hin: „Schon gut, schon gut, wollen sehen, wie's weitergeht!“ Er holte tief Atem, es roch nach Wermut und honigsüßem, den Kopf benebelnden Wiesenklees. Es war töricht, die Leute anzufeuern und die Regimentskommandeure anzutreiben; sie wußten auch ohnedies, was zu tun war. Der Oberst rief die Regimentskommandeure durch Funk an und fragte, ob sie die Stadt sähen. Der Stadt am nächsten lag das Regiment des Gardemajors Proschunin — es drückte von der Flanke auf den nordostwärtigen Rand der Stadt. Proschunin meldete dem Divisionskommandeur:

„Ich stoße gegen den Bahnhof vor.“

Seine Maschinepistolenschützen waren im Nordosten schon zum Stadtrand vorgedrungen, als bekannt wurde, daß der rechte Nachbar

nur langsam vorkommt und der Abschnitt Grinjewka-Pokrowka offen ist. Jede Verzögerung in den Operationen und Entschlüssen komplizierte die ohnehin zugespitzte und gespannte Lage. Serjugin schimpfte innerlich auf seinen Nachbarn und sagte wütend: „Da haben wir's, die unvorhergesehenen Spesen. . .“ Die entblößte Flanke mußte schnell und energisch gedeckt werden. Popows Panzerabteilung stieß von Bjelomostnoje vor, aber die Panzer allein waren machtlos, sie brauchten die Unterstützung der Infanterie. Auf dem Beobachtungsstand befand sich der Armeekommandeur. Er wandte sich an den Kommandeur der 89ten.

„Schicken Sie Unterstützung, Oberst.“

„Wird gemacht!“ entgegnete Serjugin. Jeder Mann war für ihn kostbar. Der Sieg, der vor ihm gaukelte, hing an einem seidenen Fädchen; sowohl Proschunin wie Rjabzew brauchten Leute. Aber er beschloß: Proschunin und Rjabzew müssen mit ihren eigenen Kräften auskommen. Die Panzer werden uns einen guten Dienst erweisen, sie stopfen das Loch, sie helfen uns bei unserem Flankenangriff. Auf die Panzer wurden die Gardisten des Bataillons Stom gesetzt. Die Panzer und die darauf sitzende Infanterie griffen die Deutschen von der Chaussee aus an.

Auf dem engen Beobachtungsstand herrschte reges Treiben. Aber trotz der Enge störte keiner den andern, alles wickelte sich glatt ab. Als das heiße Essen in Thermosgefäßen gebracht wurde, lud Serjugin gleich einem gastfreundlichen Hausherrn die Vertreter der Artillerie und der Luftwaffe zu dem bescheidenen Mahl ein. Er schaute voll Wärme den stillen Hauptmann Karpow an, der die Operationen der Luftwaffe im Angriffsstreifen der Division leitete. Die Forderungen der Infanterie wurden so prompt und exakt durchgeführt, daß Serjugin begeistert vor sich hinbrummte: „Da herrscht Ordnung!“ Die Luftwaffe und die Artillerie funktionierten wie ein Uhrwerk.

„Wir können was!“ sagte Karpow scherzend, wenn er die Luftwaffe anforderte. Und es war, als zöge er ein Schnupftuch, winkte damit und sofort tauchten aus den Wolken Jagdflieger und Bomber auf und halfen der Infanterie beim Vordringen.

Das 36stündige Gefecht hatte allen Offizieren der Division gezeigt, was sich bei einem richtigen und geschickten Zusammenwirken erreichen läßt. Auch der Divisionskommandeur fühlte eine tiefe Genugtuung darüber, daß nicht nur die Regimentskommandeure, sondern auch die Truppenoffiziere im Angriff, wo jede Minute kostbar ist und jedes Zögern oder Warten auf einen Befehl von oben zum Verlust der Initiative führen kann, ihre geistige Beweglichkeit, ihre Kühnheit und Findigkeit zeigten.

Um 10 Uhr vormittags begannen sich Proschunin und Popow von den Flanken her in die deutsche Verteidigung einzukeilen und die Stadt einzukreisen, während im mittleren Abschnitt das Bataillon

Hauptmann Rjabzew den Stoß führte. Ihm fiel die schwerste Aufgabe zu: er mußte den Straßenkampf gegen den Gegner führen, der einzelne Häuser und ganze Straßenzüge zu stark befestigten Widerstandsherden ausgebaut hatte. Es braucht nur erwähnt zu werden, daß von den 1500 Deutschen, die die Division getötet hat, über 800 im Weichbild der Stadt gefallen sind. Vor dem Angriff, in der ruhigen Zeit, war Rjabzew's Bataillon im Straßenkampf ausgebildet worden und hatte die Taktik des Gefechts innerhalb einer Stadt studiert. Aber Übungen sind eine Sache, und eine ganz andere Sache ist ein erbitterter Kampf in Straßen, wo aus jedem Haus geschossen wird — von den Dächern, aus den Fenstern, aus den Kellern.

Von 10 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags tobte der Kampf in der Stadt. Diese fünf Stunden Straßenkampf waren nicht nur für Rjabzew und Proschunin die schwierigsten und angespanntesten Stunden während dieser Kämpfe, sondern auch für den Divisionskommandeur, der nur den einen Gedanken hatte: mit möglichst wenig Blutverlust die Stadt in Besitz zu nehmen. Er ging mit großen Schritten im Graben auf und ab, blieb hier und da stehen, um einen Blick auf die Stadt zu werfen oder versenkte sich in die in Quadrate geteilte Karte, als wollte er sich geistig in diese Straßen hineinversetzen, in diese Häuser, wo das Schicksal der Stadt, die Ehre und der Ruhm der 89ten zur Entscheidung stand. Als auf dem Bahnhofsgebäude eine Fahne gehißt wurde, rief er Proschunin an und fragte stockend:

„Deine Fahne?“

„Meine Fahne“, sagte Proschunin und meldete: „Greife drei Häuser an. Das eine, ein anderthalbstöckiges, macht mir schwer zu schaffen.“

Es war gut, daß gemeinsam mit Proschunin die Artillerieabteilung Spak operierte. Deren Geschütze gingen gemeinsam mit den Angreifenden vor, beschossen die deutschen Bunker auf kürzeste Entfernung, zerstörten sie und bahnten unserer Infanterie den Weg.

„Rjabzew, Rjabzew“, rief der Oberst den Bataillonschef drahtlos an.

„Ich nehme die Pionierstraße“, antwortete Rjabzew.

Und während Hauptmann Rjabzew diese Worte sprach, stand er an der Mauer eines zerstörten Hauses, atmete keuchend und wischte sich den strömenden Schweiß ab. Der Funker mit dem Feldsender und sein Meldegänger Werejkin standen neben ihm. Ein Schatten tauchte plötzlich hinter der Ecke des Nachbarhauses auf. Ein Mann warf sich zu Boden und kam durch das Gras gekrochen. Es war der Koch Swiridenko. Er sprang hinter der Mauer hervor, ein Thermosgefäß auf dem Rücken und die Maschinenpistole in der Hand. In einem Ton, den man sonst in stillen Sanatorien der Friedenszeit hört, sagte er zu Hauptmann Rjabzew: „Bitte, das Frühstück.“

Rjabzew mußte lachen: „Warte mal, erst nehmen wir die Stadt, dann werden wir frühstücken.“

„Aber es wird kalt“, meinte der Koch ein wenig betreten. Aber der Meldegänger stieß den Koch mit der Schulter an, deutete auf das dritte Haus von der Ecke und sagte kurz: „Nimm die MP.“

Mit ihren Leibern deckten die beiden — der Meldegänger und der Koch — den Hauptmann Rjabzew und schützten ihren Kommandeur vor den Kugeln, die plötzlich vom dritten Haus herangepfiffen kamen. Und dabei fiel Swiridenko. Der Hauptmann drückte seine Lippen auf die blutüberströmte Stirn und ließ ihn sanft auf die Erde gleiten.

Oberst Serjugin funkte an Proschunin, daß Rjabzew zum Bezirks-sowjet vordringe. Proschunin antwortete, er wende scharf nach Süden und werde durch die Leninstraße vorgehen, um sich mit Rjabzew zu vereinigen. Um 15 Uhr meldete Rjabzew dem Divisionschef durch Funkspruch, daß er das Gebäude des Bezirkssowjets genommen habe.

„Ich verlege meinen Gefechtsstand in den Bezirkssowjet“, sagte der Divisionskommandeur.

Es hielt ihn nicht mehr auf den Kreidebergen, und er verlegte deshalb seinen Gefechtsstand ins Stadtzentrum. Von hier, aus diesem von Kugeln und Granatsplittern wie durchsiebten Steingebäude, leitete er die Operationen der Regimenter, die den Feind hinter den Fluß Weselka zurückwarfen. In der Abenddämmerung wurde bereits um die Höhe 207,5 gekämpft. Die Deutschen sahen Belgorod noch, aus dem sie hinausgeworfen waren. Sie zogen die gesamte Artillerie zweier Divisionen zusammen und wollten der angreifenden 89. Division durch einen Feuerwall den Weg versperren. Aber das Schicksal der Deutschen war schon besiegelt: die Regimenter der 89. Gardedivision umgingen sie an den Flanken, und der Gegner, der eine Einkesselung fürchtete, mußte Hals über Kopf aus dem Sack fliehen.

Die Nacht vom 5. zum 6. war schwül, unruhig flimmerten die Sterne am dunklen Himmel. Der Fluß und die Höhen dahinter leuchteten im Schein der krepierenden Geschosse. In dieser Nacht stand der Geschützführer eines 45-mm-Geschützes, Garde-Untersergeant Karpenko, am Ufer der Weselka. Dann und wann glühte das dunkle, leise plätschernde Wasser auf. Er schaute zum Sternenhimmel, er dachte ergriffen an Moskau, das in dieser Nacht den Belgoroder Truppen Salut schoß, und die Gedanken, die ihn bestürmten, ergossen sich in ein Gedicht, das von nun an wie eine Waffe in den Dienst der 89. Gardedivision gestellt ist:

Ein unaufhaltsam mächt'ger Strom
Den Feind zermalmend stürmtest du.
Um deine Gardefahnen weht der Ruhm,
Den du als erste hast nach Belgorod hineingetragen.

Du hast den Weg gebahnt, so eisenstark —
Und wand sich auch der Feind im Todeskrampfe,
Du hast ihn übermannt, und wieder weht
Rot auf die Russenfahn' nach hartem Kampfe.

Weil Belgorod als erste wir gestürmt,
Wie Donnerbrausen, wie ein Feuerbrand,
Weil wir nach blut'gem Kampf in Belg'rod eingerückt,
Hat Stalin Belgoroder uns genannt.

In der Villa des davongelaufenen deutschen Bürgermeisters trafen wir die Offiziere der 89. Belgoroder Gardeschützendivision. Zwischen Befehlen und Gefechtsmeldungen, die ein Bild von der Lage und dem Lauf des Gefechts auf dem Belgoroder Kampfplatz gaben, wurden auch diese schlichten Zeilen vorgelesen, die in der Seele eines jungen Artilleristen entstanden sind. Der Divisionskommandeur und sein Stabschef saßen über der Karte. Die Gedanken des Divisionskommandeurs waren in diesen Minuten weit von Belgorod: im Raum von Charkow waren Kämpfe im Gange, und sein Soldatenherz zog es dorthin. . . In ihm arbeiteten schon die Gedanken an eine neue Operation, mit der die 89. Belgoroder beauftragt worden war.

Die im Zimmer anwesenden Offiziere sprachen flüsternd über die Belgoroder Schlacht. Jeder hatte den Wunsch, vom Standpunkt des Kommandeurs die Ereignisse zu durchdenken, zu verstehen und die eigenen Operationen sowie diejenigen des Gegners einzuschätzen. Was hat sich bei Belgorod ereignet? Warum haben die Deutschen, die zur Verteidigung der Belgoroder Stellungen Elitedivisionen, Mengen von Panzern, Artillerie und Luftwaffenverbände eingesetzt hatten, eine Niederlage erlitten? Sie besaßen eine Reihe von Vorteilen — die das Gelände beherrschenden Anhöhen, gut ausgebaute Verteidigungsstellungen. Was war also vorgegangen? Einer der Offiziere sagte nachdenklich: „Mit den Deutschen ist irgend was nicht in Ordnung; sie sind dieselben und doch nicht ganz dieselben . . .“

Der Gardeoberst hob den Kopf: „Drücken Sie es lieber anders aus“, sagte er lächelnd, „hol' der Teufel die Deutschen . . . Wir haben uns geändert — und das ist die Hauptsache: wir kämpfen besser und klüger.“ Und mit einer knappen Handbewegung bat er die Kommandeure zur Karte: „Ich bitte, Genossen Offiziere!“

10. August 1943

NIKOLAI TICHONOW

Die kurz und klein geschlagene Legende

Eingesetzt waren die besten Divisionen, die man in der deutschen Armee finden konnte, Stoßgruppen, die von überall herangezogen waren: aus Frankreich, aus Jugoslawien, aus Italien — Truppen, die von anderen Fronten geschickt wurden, neu formiert und neu bewaffnet waren. Geschaffen waren Kampfwagen, auf die die deutschen Generale

schaute als auf nicht zu bezwingende Ungeheuer, gegen die alle Abwehrwaffen machtlos sind, und die allein durch ihr Aussehen den Gegner in Panik versetzen und alles Lebende vernichten sollten, um der Infanterie den Weg zu bahnen.

Verbreitet war eine Legende, die die Armee begleitete, eine Legende, ausgeheckt von den Vätern der faschistischen Propaganda, wonach die Sowjettruppen nicht imstande seien, im Sommer eine erfolgreiche Offensive zu führen, daß nur die deutschen Soldaten das siegreich vollbringen könnten.

Es waren zwar nicht die besten Generale ihrer Zeit, aber sie schauten auf ihre Leute, Maschinen und Geschütze mit voller Siegeszuversicht. Ihnen schien, daß alles vorgesehen wäre.

Sie überprüften noch einmal die Arithmetik ihres Schlages. Es war eine brutale, aber starke Arithmetik: Tausende von Maschinen, Hunderttausende von Granaten für einige Dutzend Kilometer.

Einen solchen Schlag, ein solches Feuer würde — wie es schien — keine Armee aushalten können, einen solchen Schlag hatte es noch nie gegeben. 1941 hatte die feindliche Armee auf einer Front von etwa 3000 Kilometer angegriffen, 1942 auf einer Front von 300 bis 500 Kilometer. Jetzt jedoch war die ganze Wucht des Schlages gegen eine Front von 60 Kilometer gerichtet.

Hitler konnte sich nicht enthalten, seinen Soldaten und Offizieren zu sagen, es beginne die entscheidende Schlacht dieses Krieges. Nachher brauche man nur noch die Früchte des Sieges zu ernten und sich auf den Lorbeeren auszuruhen. Die letzte Schlacht des Krieges! — Das klang wie Fanfarenmusik. Das munterte die größten Zweifler auf, das erfüllte das Herz der Mordgesellen mit Freude, die in den entsetzlichen Maschinen saßen, welche als „Tiger“ und „Ferdinand“ bezeichnet wurden.

Und dann stieß dieses Ungetüm in den Raum vor, der scheinbar wie in Entsetzen erstarrt war. Aber nicht das Entsetzen hatte ihn erstarren lassen, er hielt den Atem an in Erwartung. Die Männer, die mit Panzerbüchsen im Hinterhalt saßen, die bei den Panzerabwehrgeschützen standen, die Männer in den Stellungen unserer Artillerie in den vordersten Linien, und die Männer in den Beobachtungspunkten vor den vordersten Linien, die Männer in den Schützengräben, die Gewehre, Handgranaten und Brennstoff-Flaschen umspannt hielten, sie sahen das heranrollende Ungetüm, aber in ihren Herzen war weder Angst noch Schrecken.

Das waren Männer eines großen Volkes. Kämpfer und Kommandeure der Roten Armee, die geschworen hatten, den Feind nicht durchkommen zu lassen. Und sie begannen die große Schlacht, ohne sich von den gegen sie anrollenden Ungeheuern noch von dem Feuerorkan beirren zu lassen, der über sie dahinbrauste. Die furchtbarsten Blutbäder der Vergangenheit verblissen vor der Hartnäckigkeit dieser Schlacht. Die

Katalaunischen Felder, wo die Hunnen Attilas gegen die europäischen Heere des Aetius fochten, die Höhenzüge bei Angora, wo die Mongolen Tamerlans mit den Osmanen Bajedsids um die Herrschaft über Asien kämpften, die weite Ebene bei Leipzig, wo Napoleon gegen die Armeen der Koalition um die Weltherrschaft rang — alle diese Schlachten verblissen gegenüber der gewittergleichen Spannung dieser Schlacht.

Rauch und Feuer hüllte die Fernen ein. Aber als der Rauch zerstob, stellte sich heraus, daß auch die vorgehende mächtige gepanzerte Hitlerhorde zerstoben war. Tausende von Leichen, tausende Kampfwagen bedeckten das weite Kampffeld. Die Deutschen waren nicht durchgekommen, und sie konnten nicht weiter durchkommen.

Die Rote Armee hatte die Pläne und Berechnungen des Hitlerschen Oberkommandos durchkreuzt. Es hatte sich eine Kraft gefunden, die nicht zu brechen war; es hatte sich eine Kraft gefunden, die selbst gegen die Deutschen losschlug. Anstatt Kursk einzunehmen, wonach die Deutschen gestrebt hatten, mußten sie auf Orel zurückweichen.

Die Geisterbeschwörer aus dem Hauptquartier Hitlers schrien: „Orel ist das Symbol der Unerschütterlichkeit der deutschen Verteidigung.“ Schleunigst wurde erklärt, die Deutschen hätten gar nicht daran gedacht, anzugreifen. Sie hätten „Angriffe der Russen abgeschlagen“. „Orel“ — das sei das Zeichen der Unangreifbarkeit und der Unbesiegbarkeit.

Nach Orel wurden alle Reserven geworfen. Nach Orel wurden neue Kampfwagen und Geschütze zusammengezogen. Die Stadt war fast zwei Jahre zum Kampf vorbereitet worden. Jede Straße war befestigt. Nicht zu zählen waren die befestigten Punkte in der Umgebung der Stadt. Mächtige Befestigungen umgürteten sie im Süden, Norden und Osten. Wieder hing Rauch und Dröhnen über den Weiten des russischen Bodens, der von den Eindringlingen okkupiert war.

Eine Freudenbotschaft flog von einem Ende unseres Landes zum anderen. Am 5. August waren Orel und Belgorod im Kampf genommen. Die Rote Armee war der zerschlagenen deutschen Armee auf den Fersen, die deutsche Legende war kurz und klein geschlagen worden.

Der Befehl des Obersten Befehlshabers, des Marschalls der Sowjetunion, Genossen Stalin, verkündete der Welt den grandiosen Sieg, den unsere heldenmütigen Truppen erkämpft hatten. Das Schicksal der Sommeroffensive war entschieden, aber nicht so, wie Hitler angenommen hatte.

Die Divisionen, die als erste in die von den Deutschen befestigte Stadt eingedrungen waren, wurden zu Oreler und Belgoroder Divisionen. Straßen und Schützengräben waren bedeckt mit Beutestücken aus der Schlacht. Tausende gefangene Deutsche, die aus der Fassung gebracht waren und nichts verstanden, marschierten unter der Bedeckung von Rotarmisten ins Hinterland.

Der Widerhall des über Moskau dröhnenden Siegessaluts flog durchs

ganze Land. Unsere Freude, die Freude des Sowjetvolkes ist groß und herrlich. Durch eine Arbeit ohnegleichen im Hinterland lieferte das ganze Land der Front die Waffen, und diese Waffen haben die Kämpfer der Roten Armee zu Waffen des Sieges gemacht. Niemals noch war die Einheit unserer Front und unseres Hinterlandes stärker als heute. Niemals war es klarer als jetzt, daß Schläge aus dem Osten und dem Westen, wenn sie unmittelbar aufeinanderfolgen, den Hitlerfaschisten die endgültige Niederlage bereiten werden. Der Osten hat sein Wort gesprochen, jetzt ist die Reihe am Westen!

Die deutschen Geisterbeschwörer stammelten, Orel sei vom Oberkommando der Wehrmacht planmäßig geräumt worden. Aber die Welt hat die Wahrheit schon erfahren. Diese Wahrheit besteht darin, daß auch die neuen deutschen Stellungen nördlich von Charkow durchbrochen sind, daß unser Angriff auf einer Front von 70 Kilometer fortgesetzt wird, und Charkow schon unsere Kanonade hört.

Vorwärts! — Ein herrliches Wort. Heute klingt es wie Grabgeläut für die Hoffnungen der deutschen Strategen. Die Legenden brechen unter dem Ansturm der Roten Armee zusammen. Der Sommer 1943 ist zu unserem Sommer geworden.

Die Hitlerschen Abenteurer haben Bankrott gemacht. Die Rote Armee rückt weiter vor. Gekommen ist die Zeit entscheidender Schlachten, die Zeit der harten Vergeltung! Die Schlacht weitet sich immer mehr aus und nähert sich dem wirklich entscheidenden Moment, der den völligen und endgültigen Zusammenbruch des Hitlerfaschismus mit sich bringen wird.

8. August 1943

Гд

№ 4

БИТ. 2039

III - 80

5-

50
ОРЁЛ (Июльская битва 1943 года)

На немецком языке

Цена 5 руб.